

ReligionsRecht im Dialog

herausgegeben von

Prof. Dr. Adrian Loretan
(Universität Luzern)

Band 22

LIT

Adrian Loretan, Ueli Mäder,
Sepp Riedener, Fridolin Wyss (Hg.)

Kirchliche Gassenarbeit Luzern

Eine 30-jährige Zusammenarbeit
von Kirchen und staatlichen Institutionen
zugunsten von suchtbetroffenen Personen

LIT



Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier entsprechend
ANSI Z3948 DIN ISO 9706

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-643-80226-2

© **LIT VERLAG** GmbH & Co. KG Wien,
Zweigniederlassung Zürich 2016
Klosbachstr. 107
CH-8032 Zürich
Tel. +41 (0) 44-251 75 05 Fax +41 (0) 44-251 75 06
E-Mail: zuerich@lit-verlag.ch <http://www.lit-verlag.ch>

Auslieferung:
Deutschland: **LIT Verlag** Fresnostr. 2, D-48159 Münster
Tel. +49 (0) 2 51-620 32 22, Fax +49 (0) 2 51-922 60 99, E-Mail: vertrieb@lit-verlag.de
Österreich: Medienlogistik Pichler-ÖBZ, E-Mail: mlo@medien-logistik.at
E-Books sind erhältlich unter www.litwebshop.de

Inhalt

Renata Asal-Steger	
Vorwort.....	VII
Ueli Mäder, Fridolin Wyss	
Einleitung.....	1
1 Fundament der Kirchlichen Gassenarbeit	7
Sepp Riedener	
Wesenselement Diakonie.....	7
Sepp Riedener	
Biografie des Gründers	15
Sepp Riedener	
Anfänge der Gassenarbeit und Gründung des Vereins	23
2 Entwicklung, Hintergrund und Selbstverständnis der	
Kirchlichen Gassenarbeit	29
Sepp Riedener	
Chronologie der Gassenarbeit.....	29
Beat Hänni	
Kirchliche Gassenarbeit aus der Sicht der Organisations- und	
Gemeindeentwicklung.....	35
Fridolin Wyss	
Licht in der Schattenwelt	43
Fridolin Wyss	
Selbstverständnis des Vereins Kirchliche Gassenarbeit Luzern	49

3	Kirchliche Gassenarbeit – ihr Beitrag für die Gesellschaft.....	67
	Ueli Mäder	
	30 Jahre Gassenarbeit: „Ach, bleibt so klug ...“	67
	Ioan L. Jebelean	
	Grusswort Landeskirchen Luzern	81
	Martin Merki	
	Grusswort Stadt Luzern.....	83
	Erwin Roos	
	Grusswort Kanton Luzern	85
	Paul Rutz	
	Grusswort Zweckverband für institutionelle Sozialhilfe und Gesundheitsförderung	89
	Sibylle Birkenmeier, Michael Birkenmeier	
	Ausser Rand und Stand	93
4	Kirchliche Gassenarbeit – ihr Nutzen für suchtbetroffene Menschen.....	111
	Pirmin Bossart	
	Interview mit Beatrice.....	111
	Pirmin Bossart	
	Interview mit Roger	115
	Pirmin Bossart	
	Interview mit Corinne	119
	Pirmin Bossart	
	Interview mit Dani	123
	Adrian Loretan	
	Nachwort: Die Würde des Menschen auf der Gasse.....	127
	Autorinnen und Autoren	135

Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser

Ihnen steht es vermutlich grösstenteils frei, wo Sie sich platzieren möchten. Mal setzen Sie sich gerne in eine der vorderen Reihen, mal ziehen Sie sich lieber in die hinteren Ränge zurück, mal bevorzugen Sie einen Platz in der Mitte, mal positionieren Sie sich bewusst am Rand. Sie entscheiden je nach der konkreten Situation! Ein Platz am Rand ist eine der möglichen Positionen und hat per se nicht etwas Erniedrigendes und Entwürdigendes. Anders sieht es jedoch aus, wenn jemand nicht aussuchen kann, wo er oder sie sich positionieren will. Ich denke an Menschen, die unbequem sind und gesellschaftlich an den Rand gedrängt werden. Ich denke an Obdachlose, Kranke, Fremde, Arbeitslose, Süchtige ...

Durstige tränken, Hungrige speisen, Gefangene besuchen, Kranke heilen, Fremde beherbergen, Nackte kleiden, Tote begraben: Das Gebot der Nächstenliebe findet sich gleich an mehreren Stellen in der Bibel. Seit jeher sind Christinnen und Christen aufgerufen, sich dem Nächsten zuzuwenden. Der Dienst am Mitmenschen, das diakonische Handeln, ist zweifellos ein grundlegender Auftrag der christlichen Kirchen.

Auf dem Fundament der Diakonie basiert die Gründung und das Bestehen des Vereins Kirchliche Gassenarbeit Luzern. Der ökumenischen Trägerschaft gehören fünf kirchliche Organisationen an: die christkatholische Kirchgemeinde Luzern, die reformierte Kirchgemeinde Luzern, die katholische Kirche Stadt Luzern, die reformierte Kirche Kanton Luzern und die römisch-katholische Landeskirche des Kantons Luzern.¹

Der Verein ist im Rahmen der Viersäulenpolitik des Bundes (Prävention, Therapie und Wiedereingliederung, Schadensverminderung und Überlebenshilfe, Repression und Kontrolle)² ein zentraler Akteur im Bereich der Überlebenshilfe. Im Zentrum seines Auftrages stehen medizinische Grundversorgung, gesunde Ernährung, psychosoziale Beratung, Hilfe zur individuellen Lebensbewältigung und seelsorgliche Begleitung der von Sucht und Armut betroffenen Menschen. Er unterhält die Betriebe GasseChuchi, Team Gassenarbeit mit Sozialberatung, Einkommensverwaltung und aufsuchender Sozialarbeit, Kontakt- und

Anlaufstelle inkl. medizinischem Ambulatorium, Seelsorge und Paradiesgässli. Als Seismograf nimmt der Verein die Bedürfnisse der von Sucht und Armut betroffenen Menschen auf und setzt sich für Rahmenbedingungen ein, die die Partizipation dieser Menschen am gesellschaftlichen Leben ermöglichen. Dabei orientiert er sich an der Würde des Menschen, der sozialen Gerechtigkeit und der Solidarität.

Am 29. August 2015 durfte die Kirchliche Gassenarbeit Luzern auf ihr 30-jähriges Bestehen zurückblicken. Es war ein rundum gelungenes Fest. Die Feier fand mitten in der Stadt, im Lukaszentrum, unter dem Motto „Ausser Rand und Stand“ statt. Gäste aus Kirche, Politik und Gesellschaft, zahlreiche Freundinnen und Freunde der Gassenarbeit und viele Klientinnen und Klienten feierten mit. Unvergessen bleiben wird der Auftritt der speziell für diese Jubiläumsfeier ins Leben gerufenen Gassen-Band. Es war ein musikalisches Highlight der besonderen Art!

30 Jahre Kirchliche Gassenarbeit Luzern: Ist dies überhaupt ein Anlass zum Feiern? Hätten wir nicht eher Grund zum Jubilieren, wenn es Gassenarbeit gar nicht mehr brauchen würde?

Dies sind durchaus berechnete Fragen. Mit diesem Fest feierten wir jedoch nicht die Tatsache, dass Gassenarbeit auch in der heutigen Gesellschaft des 21. Jahrhunderts, in der Zentralschweiz, in der Stadt Luzern, nach wie vor eine wichtige und unverzichtbare gesellschaftliche Aufgabe wahrnimmt, sondern das Fest war Ausdruck des Dankes und der Hoffnung.

Als Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern wollten wir Danke sagen für die langjährige Solidarität und Treue unzähliger Menschen und Organisationen mit all jenen Menschen, die sich gesellschaftlich am Rand bewegen. Es geht um Menschen, die weder eine berufliche Karriere vorweisen können noch über politischen oder gesellschaftlichen Einfluss verfügen, sondern deren Lebensalltag von Sucht und Armut dominiert ist. Es geht um Menschen ausser Rand und Stand.

Gleichzeitig war dieses Fest auch Ausdruck der Hoffnung. Wir sind zuversichtlich, dass diese Menschen auch morgen und übermorgen hier in Luzern, in der Zentralschweiz, auf finanzielle, ideelle und politische Unterstützung zählen dürfen und auch in Zukunft nicht auf sich allein gestellt sind.

Erinnern wir uns: Vor 30 Jahren gab es die offene Drogenszene in Zürich am Letten, in Luzern in der Eisengasse. 1985 war somit die eigentliche Geburts-

stunde der Gassenarbeit Luzern. Alles begann mit grossem Pioniergeist und einer 50-Prozent-Stelle. Auf Initiative von Pionier Sepp Riedener finanzierte die katholische Kirche Stadt Luzern die erste Teilzeitstelle in der Gassenarbeit. Gassenarbeiterinnen und Gassenarbeiter waren damals ohne Büro, jedoch mit Rucksack unterwegs, haben drogenabhängige Menschen beraten, ihnen saubere Spritzen und Kondome abgegeben.

Ich möchte nicht verschweigen, dass in den Anfängen der Gassenarbeit oft ein kalter, sogar eisiger Wind entgegenblies. Mein Respekt gilt all den sozial engagierten Menschen in Politik und Gesellschaft, die sich damals trotz heftigen Widerständen unermüdlich für den Aufbau der Gassenarbeit in Luzern stark gemacht haben.

Allen voran gebührt ein grosser Dank Herrn Franz Kurzmeyer, damaligem Stadtpräsidenten von Luzern. Ihm ist es gelungen, die unterschiedlichen Fronten an einen Tisch zu bringen und einen Richtungswechsel in der Drogenpolitik zu bewirken.

In den letzten 30 Jahren hat sich einiges verändert. Heute arbeiten rund 50 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, vorwiegend in Teilzeitanstellungen, in den erwähnten Betrieben des Vereins. Und heute erfährt die Gassenarbeit bei Behörde und Bevölkerung breite Akzeptanz, grosse Unterstützung und spürbare Solidarität.

Es ist sehr beeindruckend, dass in Luzern, einer Stadt mit 70 000 Einwohnern, die Gassenzeitung dreimal jährlich mit einer Auflage von 10 000 Exemplaren verkauft werden kann!

Einmalig und ein politisches Novum ist auch das Faktum, dass eine Stadt einen Neubau für randständige Menschen beschliesst. Die Stadt Luzern gab vor 15 Jahren grünes Licht für den heutigen Standort der GasseChuchi und der Kontakt- und Anlaufstelle (Fixerstübli) am Geissensteinring 24.

Die Vereinsarbeit wäre jedoch nicht möglich ohne die finanzielle, ideelle und politische Unterstützung unzähliger Menschen, Institutionen und Organisationen. Ein besonderer Dank gebührt dem Zweckverband für institutionelle Sozialhilfe und Gesundheitsförderung (ZiSG) sowie der katholischen Kirche Stadt Luzern, der reformierten Kirchgemeinde Luzern und den drei Luzerner Landeskirchen. Herzlich danken wir den verschiedenen Stiftungen, welche uns oft über mehrere Jahre finanziell unterstützen, den vielen Pfarreien und Kirchgemeinden sowie den zahlreichen Spenderinnen und Spendern.

Der Verein schätzt die gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit mit den Vertreterinnen und Vertretern des Kantons und der Stadt Luzern sowie der Polizei. Mit verwandten Institutionen verbindet uns eine wertvolle fachliche Zusammenarbeit.

An dieser Stelle möchte ich aber auch all unseren Mitarbeitenden danken. Fachkundig und engagiert stellen sie in der täglichen Arbeit stets den Menschen und dessen Würde in den Mittelpunkt. Ein besonderer Dank geht zudem an die Verantwortlichen in der Geschäftsleitung. Ich danke Herrn Fridolin Wyss, Geschäftsleiter, Herrn Edwin Berchtold, stellvertretendem Geschäftsleiter, und Frau Veronique Naji, Personalverantwortliche, für ihr grosses Engagement. Danken möchte ich ebenfalls meinen Kolleginnen und Kollegen vom Vorstand fürs Mitdenken, Mitentscheiden und Mittragen.

Der Verein wurde anlässlich der Jubiläumsfeier reich beschenkt. Die Grussworte von Vertretern verschiedener Behörden waren hörbare Zeichen der Solidarität gegenüber den sucht- und armutsbetroffenen Menschen sowie Ausdruck der Wertschätzung und Anerkennung gegenüber der Gassenarbeit Luzern. Ein Geschenk der besonderen Art ist die vorliegende Publikation. Wir danken Frau Sabine Baggenstos, BTh, Hilfsassistentin an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern im Bereich Kirchenrecht/Staatskirchenrecht für die redaktionelle Zusammenstellung der Texte. Ein besonderer Dank geht an Herrn Prof. Dr. Adrian Loretan-Saladin von der Universität Luzern. Seiner Initiative verdanken wir die Möglichkeit, die Entstehungsgeschichte und Weiterentwicklung der Kirchlichen Gassenarbeit Luzern in der Reihe „ReligionsRecht im Dialog“ einer breiten Leserschaft zugänglich zu machen. Der Verein weiss dieses einmalige und aussergewöhnliche Geburtstagsgeschenk sehr zu schätzen.

Auch wenn wir uns als Verein über das Erreichte freuen – Ausruhen ist nicht angesagt. Gassenarbeit ist nach wie vor notwendig. In unserer zunehmend hektischen und leistungsorientierten Zeit fallen vermehrt Menschen aus dem sozialen Netz und werden an den Rand gedrängt. Diese Menschen brauchen eine Stimme, Wegbegleitung und besonderen Schutz. Die Kirchliche Gassenarbeit Luzern geht daher auch morgen und übermorgen an die Ränder. Weiterhin macht sie sich stark für die sucht- und armutsbetroffenen Menschen und erhebt ihre Stimme, wo die soziale Gerechtigkeit und die Würde des Menschen mit Füßen getreten werden.

Ich danke Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, wenn auch Sie sich immer wieder berühren und wachrütteln lassen von jenen Menschen, die gesellschaftlich ausgegrenzt und an den Rand geschoben werden. Danke, wenn Sie mit diesen Menschen auf dem Weg bleiben.

1. März 2016

Renata Asal-Steger

Anmerkungen

- 1 Eigenbezeichnungen der jeweiligen Kirchen.
In der Verfassung des Kantons Luzern vom 17. Juni 2007 (Stand am 1. Januar 2008), § 79 Abs. 1, ist von drei Landeskirchen die Rede: „Die römisch-katholische, die evangelisch-reformierte und die christkatholische Landeskirche sind anerkannte Körperschaften des öffentlichen Rechts.“, auf: <https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/20072702/index.html> [01.03.2016].
Im Weiteren wird im Zusammenhang mit der Zusammenarbeit der drei Kirchen von drei Landeskirchen gesprochen.
- 2 Vgl. Bundesamt für Gesundheit BAG, Viersäulenpolitik, auf: www.bag.admin.ch/themen/drogen/00042/00624/06044/index.html?lang=de [19.02.2016]. Hier Terminologie der Schweizer Drogenpolitik vom 23.11.2006. Im Weiteren wird die Viersäulenpolitik ohne Anmerkung erwähnt.

Einleitung

Ueli Mäder, Fridolin Wyss

Das vorliegende Buch dokumentiert die Gassenarbeit in Luzern. Es beginnt im ersten Kapitel mit den Anfängen in den 80er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts und stellt im zweiten Kapitel die heutige Gassenarbeit vor. Beide Kapitel enthalten Beiträge von Insidern. Wie Aussenstehende die Gassenarbeit sehen, zeigt das dritte Kapitel auf. Typisch für den Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern ist es, dass die Klientinnen und Klienten immer miteinbezogen werden. Daher kommen sie im vierten Kapitel ausgiebig zu Wort.

Wer die Gassenarbeit in Luzern kennt, verbindet sie mit dem Namen Sepp Riedener. Als katholischer Theologe hat er die Gassenarbeit initiiert und bis 2008 als Geschäftsleiter und Seelsorger markant geprägt. Beseelt von der Vision, etwas für die Armen zu tun, berührt von jenem Jesus von Nazaret, der Menschen am Rand in die Mitte stellt, und betroffen von der eigenen Armut in seiner Kindheit, ist Sepp Riedener zu einem Pionier der Gassenarbeit geworden. Seine Texte im ersten Kapitel veranschaulichen die theologische Verortung der Diakonie, seine eigene Biografie, die Anfänge der Gassenarbeit Luzern und die Gründung des Vereins. Nur aufgrund seiner Biografie kann das Schaffen von Riedener verstanden werden. Seine Texte bringen seine Leidenschaftlichkeit nicht nur zum Ausdruck, sondern lassen sie gar erspüren. Sie berühren, machen nachdenklich und ermutigen. Die Texte von Riedener lassen kaum jemanden kalt. Sie sind Zeugnisse seines Schaffens und gleichzeitig sein Vermächtnis an künftige Generationen. Riedener ist ein Mann der Compassio, der Mit-leidenschaftlichkeit.

Das zweite Kapitel kommt mit einer Chronologie der Gassenarbeit nüchterner daher. Es stellt danach die Organisationsentwicklung, die spirituelle Dimension und das Selbstverständnis der Gassenarbeit aus Sicht des heutigen Geschäftsleiters vor. Die Gassenarbeit hat sich erfreulich weiterentwickelt. Wenn ein charismatischer Pionier wie Riedener von Bord geht, ist das keineswegs selbstverständlich. Zum Übergang gehört eine neue Phase der Orientierung. Pfarrer Beat

Hänni, Mitglied des Vorstandes und Organisationsberater, macht mit seinem Artikel deutlich, dass der Verein die Pionierphase verlassen musste, um zu einer weiteren Differenzierung zu gelangen. Sein Beitrag weist auf zentrale Aspekte eines gelingenden Umbruchs hin. Der Beitrag des Geschäftsleiters Fridolin Wyss „Licht in der Schattenwelt“ bezeugt seine franziskanisch geprägte Spiritualität. Sein Credo lautet: mit den notleidenden Menschen auf Augenhöhe unterwegs sein. Im Artikel „Selbstverständnis des Vereins Kirchliche Gassenarbeit Luzern“ geht Wyss den Fragen nach, was der Verein heute macht und wie er es macht. Ausgehend vom Auftrag, stellt Wyss das aktuell vielfältige Angebot des Vereins vor. Mit den erörterten Arbeitsprinzipien beantwortet er auch, wie er es macht. Wyss legt den Fokus auf drei P-Worte: partizipativ, professionell und politisch.

Nachdem in den beiden ersten Kapiteln die Insider zu Wort kommen, stammen die Artikel des dritten Kapitels ausschliesslich von Personen, die ausserhalb der Organisation stehen. Im ersten Beitrag geht Ueli Mäder, Soziologieprofessor an der Universität Basel und an der Hochschule für Soziale Arbeit, in seinem Festreferat der Gassenarbeit aus soziologischer Perspektive nach. Die Gassenarbeit bewegt sich an flüchtigen Orten. Da finden Gespräche in Kneipen und Unterständen statt. Unser Gegenüber kann uns von einer Sekunde zur andern den Rücken zukehren und verschwinden. Das gibt Begegnungen etwas Freiheitliches. Die Gassenarbeit ist aber nicht nur eine aufsuchende, sondern auch eine aufnehmende Sozialarbeit. Sie bietet vielfältige Möglichkeiten, im Alltäglichen viel von dem zu entdecken, was soziale Benachteiligung und überhaupt unsere Gesellschaft prägt. Wer so verstehend und neugierig unterwegs ist, erfährt viel. Dabei hilft der Gang in den eigenen Keller, eigene Prägungen bewusst wahrzunehmen und Unbedachtes weniger auf andere zu projizieren.

Es folgen Beiträge zu den Perspektiven von Kirche und Politik, die als Grussworte das Jubiläum bereicherten. Der Vertreter der drei Landeskirchen, Pfarrer Ioan L. Jebelean der christkatholischen Kirchgemeinde Luzern, betont das Gemeinsame aller Menschen, die Würde. Wichtig ist zudem die Vielfalt, damit unsere Gesellschaft lebendig bleibt. Diese Vielfalt gilt es, so Jebelean, zu feiern.

Der Sozialdirektor der Stadt Luzern, Martin Merki, würdigt in seinem Beitrag die gute Kooperation der verschiedenen gesellschaftlichen Akteure. Dass die Gassenarbeit nicht in Büros und nicht im Ratssaal entstanden sei, hält er für

eine typische Luzerner Lösung. Die Rolle der öffentlichen Hand liegt laut Merki in der Koordination und der Suche nach unbürokratischen Lösungen. Die heutige GasseChuchi, die von der Stadt im Jahr 2000 als Neubau zur Verfügung gestellt wurde, ist schweizweit einzigartig. Merki wertet diesen Akt als Wertschätzung der Stadt Luzern für Menschen in schwierigen Lebenssituationen. Ebenso hält er die Offenheit der Kirche für Menschen am Rand der Gesellschaft als einzigartig. Merki hofft, dass diese Offenheit auch in die politischen Parteien hineinwirkt. Zur Freude der Kirchen hält er fest: „Kirchen helfen schneller und unkomplizierter als jede staatliche Organisation.“

Der Departementssekretär des kantonalen Gesundheits- und Sozialdepartementes, Erwin Roos, der Regierungsrat Guido Graf vertritt, erinnert an die Anfänge der Gassenarbeit. Er schreibt: „Im Anfang war ein Mann, der das Evangelium lebt und danach handelt.“ Damit würdigt er das Schaffen von Sepp Riedener. Das vergiftete Klima, grosse Ablehnungen in Institutionen und in der Bevölkerung haben sich dank des Einsatzes von Riedener, der stets an die Respektierung der Würde dieser Menschen appellierte, im Lauf der Zeit gewandelt. Roos hält fest: „Gassenarbeit bewertet nicht, sondern nimmt den Menschen so, wie er ist.“ Als Vertreter vom Kanton anerkennt er, dass der Verein viele finanzielle Mittel selber generiert.¹

Paul Rutz, Mitglied der Verbandsleitung des Zweckverbandes für institutionelle Sozialhilfe und Gesundheitsförderung (ZiSG), hebt die grosse finanzielle Unterstützung der „öffentlichen Hand“ für den Verein² und das grosse Engagement und die qualitativ gute Arbeit des Vereins hervor. Mit der Erinnerung an die offenen Drogenszenen in den 80er-Jahren im vergangenen Jahrhundert betont er die absolute Notwendigkeit der derzeitigen Angebote, die „schlichtweg eine humanitäre Katastrophe“ verhindern. Die Viersäulenpolitik der Schweiz würdigt Rutz als Erfolgsmodell. Am Schluss dankt Rutz dem Verein, dass er für positive Schlagzeilen für die Kirche sorgt.

Der letzte Beitrag im dritten Kapitel kann nur angedeutet werden. Er stammt von Sibylle und Michael, dem Theaterkabarett Birkenmeier. Sie sind geniale Künstler ihres Faches und des Umganges mit dem Wort. Äusserst feinfühlig für Menschen am Rand und wohltuend bissig gesellschaftskritisch bringen sie mit Musik, Wortspiel und Mimik die Wirklichkeit auf den Punkt.

Hier nur eine Kostprobe in Baseldeutsch:

Aber was hütt emol muess gseit si:

Der Rand isch hütt s zentralschti Thema, was gitt!

Der Rand isch unseri Zuekunft!

Unseri Leistungsgesellschaft isch e Zentrifuuge, das heisst, es druggt unuswiichlig alli und alles gegene Rand!

Dä wird immer grösser und grösser und denn isch der Rand s ganze Land ...

Die Gassenarbeit Luzern wertet nicht, sie nimmt die Menschen so, wie sie sind, und versucht, mit ihnen auf Augenhöhe unterwegs zu sein. Daher kommen im vierten Kapitel die Betroffenen in diesem Buch selber zu Wort. Sie kommen nicht als „Letzte“ zu Wort, sondern als die eigentlich Wichtigen. Die Pointe kommt meistens am Schluss. Vier ehemals oder aktuell drogenabhängige Menschen, seit vielen Jahren mit der Gassenarbeit unterwegs, erzählen ihre Geschichte und von ihrem Leben. Diese Geschichten berühren. Es sind Menschen, die die Mitarbeitenden der Gassenarbeit begleiten. Warum haben sie mit dem Drogenkonsum begonnen, Heroin vom Kollegen ausprobiert oder mit Kokain angefangen? Zum Teil sind sie seit den Anfängen in der Szene. Damals kostete ein Gramm Heroin 600 Franken. Eine Frau ist seit 20 Jahren drogenfrei und hat sich zur Ratgeberin für jüngere Konsumenten entwickelt. Trotzdem braucht sie das Paradiesgässli als Partnerin weiterhin. Beeindruckend die Aussage: „Drogenabhängige sind ein Teil der Gesellschaft so wie Millionäre auch.“ Jahrelang auf der Strasse gelebt, in öffentlichen WC-Anlagen geschlafen, auf den Strich gegangen und zwischendurch in der Notschlafstelle Unterschlupf gefunden, sind die Realitäten dieser Menschen. Ein Klient bekennt: „Die Leute von der Gassenarbeit sind sehr professionell. Sie gehen anders mit dir um als das Sozialamt.“ Diese Aussage soll nicht als Kritik an der Arbeit des Sozialamtes aufgefasst werden, sondern als Bestätigung, dass es professionelle Beratungsangebote für spezifische Fachrichtungen braucht. Sozialarbeitende auf dem Sozialamt sind „sozialarbeiterische Allrounder“. Die Mitarbeitenden der Gassenarbeit sind Spezialistinnen und Spezialisten für den Umgang mit drogenabhängigen Menschen. Erfreulicherweise zeigen die Interviews, wie sich das Leben von drogenabhängigen Menschen entwickeln kann und die Drogen an „Macht über ihr Leben“ verlieren.

Das Nachwort von Adrian Loretan, Theologieprofessor an der Universität Luzern, unterstreicht „Die Würde des Menschen auf der Gasse“, die sich in Grund-

rechten manifestiert. Er schlägt die Brücke zwischen Gasse und Menschenrechten.

Wir wünschen diesem Buch, dass es berührt, vielleicht sogar Wut weckt, zum Nachdenken anregt, politische Kräfte freisetzt und zum sozialen und diakonischen Handeln ermutigt.

Anmerkungen

- 1 Damit meint er die ca. 1,3 Millionen Franken Spendengelder, die der Verein generiert. In anderen Kantonen wird die Überlebenshilfe zu einem viel grösseren Teil von der öffentlichen Hand finanziert.
- 2 Die Gassenarbeit wird wie folgt finanziert: 51 % von der öffentlichen Hand, 13 % von den Kirchen, 31 % von privaten und institutionellen Spenden und 5 % durch eigene Dienstleistungen. Die „öffentliche Hand“ ist primär der ZiSG. Ein kleiner Anteil ist die Abgeltung der Administration der Einkommensverwaltungen durch die Stadt und die Agglomerationsgemeinden. Der Verein hat einen Jahresaufwand von rund 4,3 Millionen Franken.

1 Fundament der Kirchlichen Gassenarbeit

Wesenselement Diakonie

Sepp Riedener

Wenn ich zurückblende und in meinem Leben den Wurzeln nachspüre, die meine Einstellung zur Diakonie massgeblich mitgeprägt haben, so sind zwei Elemente wichtig gewesen: einerseits die erlebte Armut in der Familie (siehe Biografie des Gründers) und andererseits die religiöse Sozialisierung durch die Schule und das Theologiestudium bei den Redemptoristen mit deren Grundsatz: „Die Vorliebe der Redemptoristen muss den seelsorglich am meisten vernachlässigten Menschen gelten, besonders den Armen, Schwachen und Unterdrückten.“¹

Studium der Theologie

In der Auseinandersetzung mit biblischen Texten haben mich sofort Texte und Gleichnisse angesprochen, die in aller Klarheit und unmissverständlich aufzeigen, um was es Jesus ging. Sie haben dem Grundsatz der Redemptoristen durch und durch entsprochen. – Ich möchte zwei biblische Texte hervorheben, die mir ein Leben lang besonders viel bedeuteten, immer noch bedeuten und für mich zum Leitbild für meine spätere Arbeit wurden.

Lukas und Matthäus

Im Lukasevangelium, 4,16ff., bei seinem ersten öffentlichen Auftritt in der Synagoge von Nazaret, hat Jesus einen Entwurf seines Lebensprogramms abgegeben, das sogenannte „Nazaret-Manifest“ (Hermann Venetz). Jesus liest aus dem Buch des Jesaja: „Der Geist des Herrn ruht auf mir, denn der Herr hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe; damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht; damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe.“ Für Hermann Venetz ist es klar, dass es sich hier bei Armut, Unfreiheit und Blindheit um reale Nöte handelt und dass diese nicht vergeistigt werden dürfen. Und wenn Lukas unterstreicht: „Heute hat sich dieses Schrift-

wort erfüllt“, dann bezieht sich dieses „Heute“ nicht nur auf den Tag des Auftretens Jesu in Nazaret. Das „Heute“ bezieht sich auch auf uns. Mit dem „Heute“ muss die Botschaft Jesu stets neu aktualisiert werden, d. h., dass diejenigen, die an Jesus glauben, alles daran setzen müssen, dass die Verschuldeten, die Gescheiterten, die Unterdrückten, die Marginalisierten und die Sprachlosen heute noch seine heilende Begegnung und sein befreiendes Wort erfahren dürfen und sollen. Es handelt sich hier nicht um Dienstleistungen, die in der Beliebigkeit der Kirchenleitung, des Pfarreiteams oder eines Seelsorgerates stehen, sondern sie gehören zu den Kerngeschäften unserer christlichen Kirchen. Franziskus, Bischof von Rom, sagt es klipp und klar: „Nur wenn sich die Kirche an jene wendet, die am Rand der Gesellschaft stehen, erfüllt sie den Auftrag Jesu.“

Gegen Ende des öffentlichen Auftretens Jesu – quasi als Klammer zum Beginn des Auftretens in der Synagoge – braucht Jesus im Matthäusevangelium, 25,35f., eine Parabel, ein Bild vom Jüngsten Gericht: „Ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen; ich war nackt und ihr habt mir Kleidung gegeben; ich war krank und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis und ihr seid zu mir gekommen.“ Da geht es um die Einlasskriterien ins Himmelreich. Und alle Kriterien sind Tätigkeitswörter! Professor Walter Kirchschräger sagt dazu, dass es sich hier um Verhaltensbeispiele handelt und dass die Siebenzahl darauf hinweist, dass damit jegliche Not gemeint ist. Übrigens gibt es keine weitere Stelle im Zweiten Testament, wo der Inhalt gleich viermal wiederholt wird! Die Wichtigkeit dieses Textes ist dadurch unmissverständlich gegeben. Professor Johann Baptist Metz spricht bei diesem Text von der christlichen Religion als einer Religion der Mitleidenschaftlichkeit. Aus der Leidenschaft Gottes, für den Menschen in Not da zu sein, muss immer auch eine Leidenschaft der Menschen für ihre Mitmenschen entspringen. Und dann spricht Professor Metz nicht etwa von Mitleid, sondern von Compassion: „Compassion verstehe ich als Mitleidenschaftlichkeit, als teilnehmende Wahrnehmung fremden Leids.“² Und genau diese Leidenschaftlichkeit hat mich geprägt und begleitet.

Persönliche Deutung

Wichtig an diesem Text ist für mich, dass sich Jesus mit dem Menschen in Not identifiziert: „Was ihr dem Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan.“ (Mt 25,40) Wenn ich also einem Menschen begegne, auf ihn zugehe und ihm helfe, begegne ich Gott. Das bedeutet für mich, dass es eine doppelte Gegen-

wart Gottes unter uns Menschen gibt, einerseits in der Eucharistiefeier in Brot und Wein und andererseits in der Begegnung mit dem Menschen in Not. Diese Aussage Jesu ist für mich als Ex-Priester von grosser Wichtigkeit. Da ich die Eucharistie nicht mehr feiern darf, habe ich tagtäglich die Möglichkeit, diesem Gott zu begegnen, indem ich Menschen auf der Gasse treffe, die vielfach in grosser Perspektivlosigkeit leben. Professor Kirchschräger hat in einem Gespräch den Nebensatz gemacht, es sei zu prüfen, ob hier nicht ein Sakrament in Vergessenheit geraten sei ...

Ökumene

Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter, das Jesus dem Fragesteller, wer sein Nächster sei, erzählt, wird in eindeutiger Weise dargestellt, wer die Not des unter die Räuber Gefallenen wahrnimmt. Der Priester und der Diakon würden sich unrein machen, wollten sie dem Halbtoten helfen und ihn berühren. Der Samariter hingegen kannte keine Gesetze, die ihn abhalten, zu helfen. Er nimmt die Not wahr, bringt erste Hilfe und übernimmt die Heilungskosten, ohne Wenn und Aber. Diesen Auftrag wollen und können wir nicht allein erfüllen. Da braucht es Solidarität unter den christlichen Kirchen. So bin ich auf die Suche nach Mitstreiterinnen und Mitstreitern gegangen. Ich habe bei einer Kirchenrätin der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde angeklopft und gefragt, ob sie nicht bereit wäre, beim Projekt „Gassenarbeit“ mitzuwirken. Sofort war sie einverstanden. Genauso war es mit der christkatholischen Kirchgemeinde. Für mich ist dieser ökumenische Zusammenschluss sehr wichtig gewesen. Im sozialen Bereich gibt es die grosse Freiheit des Handelns. Wir müssen niemanden von den kirchlichen Obrigkeiten fragen, wenn es um ein soziales Engagement geht. Hier können wir die Zukunft einüben und miteinander auf den Weg gehen, Zeugnis dafür geben, dass wir aus dem gleichen Evangelium leben und handeln. Aus dieser konkreten Zusammenarbeit sind wunderbare Gottesdienste entstanden, in denen nicht nur *für* die Menschen am Rand gebetet wurde, sondern *mit* ihnen.

Was der Pastorale Orientierungsrahmen Luzern in diesem Zusammenhang schreibt, gilt ausgesprochen für die Kirchliche Gassenarbeit Luzern: „Wenn schon nicht für sich selbst, so wird Kirche doch von nicht wenigen als hilfreich und wichtig angesehen für andere. Ein wesentliches Motiv, die Kirchenmitgliedschaft nicht aufzukündigen, liegt gerade in den Leistungen, die die Luzer-

ner Kirche im sozialen Bereich für die Gesellschaft erbringt. [...] Caritative Diakonie wird denn auch gerne von denjenigen als Begründung für ihre Mitgliedschaft angeführt [...]. Ohne soziales Engagement der Kirche würden noch schneller noch mehr aus der Kirche austreten.“³ Das gilt nicht nur für die katholische Kirche, sondern in gleichem Mass für die evangelisch-reformierte und für die christkatholische Kirche. Ich kenne Leute, die aus der Kirche ausgetreten sind und die Kirchensteuer der Gassenarbeit überweisen ...

Politische Zusammenarbeit

Beim Aufbau der Gassenarbeit kam es bald zu massiven Spannungen zwischen der Polizei und den Gassenarbeiterinnen und Gassenarbeitern. Die Polizei hat einen klaren ordnungspolitischen Auftrag, den sie auszuführen hat. Insofern war es klar, dass sie die Drogenszene zu vertreiben und aufzulösen hatte. So war es nachvollziehbar, dass sie die sauberen Spritzen, die wir als Aidsprävention an die Drogenkonsumenten gratis abgegeben hatten, wieder einsammelte als Beweisstücke, dass die Konsumenten drogenabhängig sind und verzeigt werden müssen. Wir von der Gassenarbeit verstanden uns als Lobby für Menschen, die in grösster Not lebten, und wir gingen so mit einem sozialen Ansatz auf sie zu und boten die nötigen Hilfestellungen an, gaben saubere Spritzen ab, verteilten Präservative für den Drogenstrich und führten Motivationsgespräche hin zum Ausstieg aus der Sucht.

Der Konflikt war sehr mühsam für beide Seiten, aussichtslos! Der damalige Stadtpräsident Franz Kurzmeyer, der für die Polizei zuständig war, hatte diese kräfteraubende Auseinandersetzung satt. Er sah, dass beide Parteien eine gemeinsame, schwierige Zielgruppe, je aber gegensätzliche Aufträge hatten. Er lud zu einer gemeinsamen Sitzung ein, um die Problematik anzusprechen und lösungsorientiert zu handeln. So wurde eine regelmässige Aussprache zwischen der Polizei und der Gassenarbeit, in Gegenwart des Stadtpräsidenten, vereinbart. Von diesem Zeitpunkt an verbesserte sich die Arbeit auf der Gasse. Es kam zusehends zu einer Erfolg versprechenden Zusammenarbeit, zu gegenseitigen Informationen, ja zu herzlichen Beziehungen untereinander.

Diese Tatsache führte dazu, dass wir von der Gassenarbeit nicht nur die Arbeit auf der Gasse (fast) problemlos leisten konnten. Wir wurden zu allen Gremien und Arbeitsgruppen eingeladen, in denen das Thema Sucht und Randständigkeit ein wichtiges Traktandum war. Und dies nicht nur auf der städtischen Ebene,

sondern auch auf der kantonalen Bühne. Damit wurde in meinen Augen ein wichtiges Ziel erreicht, nämlich, dass wir nicht nur Einzelfallhilfe leisten durften, sondern auch auf der strukturellen Ebene mitreden konnten.

Kirchliche Dokumente

In den letzten Jahrzehnten hat die Kirche auf verschiedensten Ebenen wunderbare Texte verfasst, die die Grundbotschaft Jesu, den Armen eine frohe und befreiende Botschaft zu verkünden, ernst genommen haben. Es sind Texte, die mir aus dem Herzen sprachen und mich immer wieder neu motivierten, im Engagement für die sprachlosen Randgruppen nicht nachzulassen. Ich möchte einige wenige dieser Texte hier zur Sprache bringen.

Seit der Konstantinischen Wende im 4. Jahrhundert hat sich bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil, also 1600 Jahre, kein Konzil mehr mit dem Thema Armut auseinandergesetzt. Das Wesenselement der Diakonie, den Armen eine frohe Botschaft zu verkünden, wurde ausgeklammert.⁴ Die Frage um Macht und Ehre, um Prunk und theologische Spitzfindigkeiten waren wichtiger. Das Zweite Vatikanische Konzil hat vor 50 Jahren diese unheilvolle Zeit beendet. Im Dokument „Christ in der Welt, die enge Verbundenheit der Kirche mit der ganzen Menschheitsfamilie“ wird endlich ein Text verfasst, in dem die Armen angesprochen und ernst genommen werden: „Freude und Hoffnung, Bedrängnis und Trauer der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind zugleich auch Freude und Hoffnung, Trauer und Bedrängnis der Jünger Christi.“⁵

Die Synode 72, Sachkommission 8, Soziale Aufgaben der Kirche in der Schweiz, hat auf eindrückliche Art den sozialen Dienst der Kirche als Massstab ihrer Glaubwürdigkeit aufgezeigt. Sie schreibt: „Die Glaubwürdigkeit jeglichen Redens und Tuns der Kirche hängt wesentlich von ihrem sozialen Engagement ab. Hier zeigt es sich, ob sie ihre Sendung lebt und ob sie den Menschen, den sie ansprechen will, ernst nimmt.“ An einer anderen Stelle: „Christliches Leben verwirklicht sich entscheidend im Engagement von Mensch zu Mensch, im Mitleiden und Mitfühlen, im Verstehen und Begreifen, im Sichbeladen und Mittragen.“⁶

Im Pastoralen Orientierungsrahmen Luzern können wir nachlesen: „Unser Kirche-Sein zeichnet sich durch besondere Sensibilität für die Schwachen und Armen aus, [...]. Gelebte Solidarität macht unsere Identität als Kirche aus.“⁷

Im Pastoralen Entwicklungsplan Bistum Basel steht: „In unserem diakonischen Handeln haben wir besonders jene Menschen im Blick, die in irgend einer Form bedürftig, ausgegrenzt, an den Rand gedrängt oder diskriminiert sind.“⁸

Diese Texte, und noch viele andere, lassen eigentlich kein Kneifen mehr zu. Ralph Kunz, Professor an der evangelisch-reformierten Theologischen Fakultät in Zürich, schreibt: „Diakonie ist der Prüfstein kirchlicher Glaubwürdigkeit“ – „Wenn die Kirche nicht handelt, hat sie versagt“ – „Einer Kirche ohne Diakonie fehlt eine Lebensäusserung.“⁹ Dem ist nichts mehr beizufügen.

Schluss

Es sind grossartige Texte! Es sind Texte, die mich von Anfang an begleiteten, mich motivierten und begeisterten. Aus ihnen habe ich die nötige Kraft für meinen jahrzehntelangen Einsatz bei Menschen am Rand der Gesellschaft geschöpft. Theoretisch haben die kirchlichen Gremien alles auf den Punkt gebracht. Praktisch blieben wir – tendenziell – in einer Diakonievergessenheit stecken. Im Vergleich zu den beiden andern Wesenselementen Liturgie und Verkündigung wurde die Diakonie vielfach stiefmütterlich behandelt. Man muss nur die Rechnungen der Kirchgemeinden anschauen, wie die einzelnen Wesenselemente finanziell unterstützt wurden. Da wird bald klar, wo die Schwergewichte lagen.

Ich stelle fest, dass die Grundbotschaft Jesu, den Armen eine frohe Botschaft zu verkünden, vernachlässigt wird. Der Bischof von Rom, Franziskus, ist für mich ein wunderbares und glaubwürdiges Gegenbeispiel, wenn er sagt: „Nur wenn sich die Kirche an jene wendet, die am Rand der Gesellschaft stehen, erfüllt sie den Auftrag Jesu.“ Ich vertraue auf Franziskus und auf die Chaostheorie: Professor Edward Lorenz sagt, dass die Entwicklung von chaotischen Systemen völlig unvorhersehbar ist. Diese Tatsache hat sich zu einer Redensart, zu einem Bild verdichtet, das um die Welt gegangen ist: „Wenn ein Schmetterling in Hongkong mit den Flügeln schlägt, so kann er in New York ein Gewitter auslösen.“ Und da für mich die Kirche eine Institution ist, die chaotische Anteile hat und wo dank des Heiligen Geistes alles möglich ist, hoffe ich auf einen Flügel-schlag, hier und dort, der einen diakonischen Frühling auslösen kann.

Anmerkungen

- 1 Konstitutionen und Statuten der Kongregation des Heiligsten Erlösers, Rom 1986, 98.
- 2 Compassion – Weltprogramm des Christentums: soziale Verantwortung lernen, Metz, Johann Baptist (Hg.), Freiburg i. Br. 2000, 13.
- 3 Pastoraler Orientierungsrahmen Luzern. Grundlagentext. Für eine dialogfähige zeitoffene, lebensdienliche und innovative Kirche, Schweizerisches Pastoralsoziologisches Institut (Hg.), St. Gallen 1998, 43, Hervorhebung getilgt.
- 4 Vgl. Eigenmann, Urs, Ein Sprung nach vorn ... nicht ohne die Elenden der Welt. Die Pastoralkonstitution als Orientierung und der Katakombenpakt als Verpflichtung auf eine Kirche der Armen, Vortrag 2015.
- 5 Konzilsdekrete, 4: Der Christ in der Welt, 1., Recklinghausen 1966, 9.
- 6 Synode 72. Diözese Basel. Gesamtband. Sachkommission 8. Soziale Aufgaben der Kirche in der Schweiz, Solothurn 1978, 2.4, VIII/16 und 2.2.1, VIII/14.
- 7 Pastoraler Orientierungsrahmen Luzern. Grundlagentext. Für eine dialogfähige zeitoffene, lebensdienliche und innovative Kirche, Schweizerisches Pastoralsoziologisches Institut (Hg.), St. Gallen 1998, Leitsatz 4, 45, Hervorhebung getilgt.
- 8 Den Glauben ins Spiel bringen. Pastoraler Entwicklungsplan Bistum Basel. Kerndokumente, Solothurn 2006, 3.4.3, 24.
- 9 Kunz, Ralph, Diakonie – Prüfstein kirchlicher Glaubwürdigkeit, Referat in Luzern, 13. September 2008, 3.1, 8.

Biografie des Gründers

Sepp Riedener

1943 wurde ich in Kreuzlingen (TG) geboren. Mitten im Krieg. Meine Mutter war Deutsche und wurde von den Verwandten meines Vaters schlecht aufgenommen. – Bombardierung von Friedrichshafen. Flucht in den Keller. Aus dieser Zeit stammt wohl meine Klaustrophobie.

Aus der ersten Ehe des Vaters – seine erste Frau starb an der Geburt des zweiten Kindes – stammten zwei Kinder, wobei Trudy bei der Schwester der ersten Frau aufwuchs und wir einige Jahre nicht wussten, dass wir noch eine Halbschwester haben. Heini, das zweite Kind aus erster Ehe, wuchs mit uns auf wie ein „richtiger“ Bruder. Wir wussten lange nicht, dass er ein Halbbruder war. Aus der zweiten Ehe stammen Rosmarie (1941), Josef (1943) und Franz (1944).

Der Vater, der als Störmetzger bei den Bauern arbeitete, erlitt als Folge der miesen Arbeitsbedingungen auf den Bauernhöfen – Hitze drinnen und Kälte draussen – mit 45 Jahren den ersten Hirnschlag und war in der Folge halbseitig gelähmt, verbunden mit einem Sprachverlust. Es folgten noch drei weitere Hirnschläge, bis er mit 48 Jahren starb. Die Mutter blieb mit uns vier Kindern zurück. Die Armut hält Einzug. Zu fünft wohnen wir in einer Dreizimmerwohnung, wovon nur die kleine Stube heizbar ist. Der Bretterboden lag auf der Erde und dementsprechend war es kalt. Die Mutter ging Büros und Wohnungen putzen. Sie sagte, wir dürfen nicht auffallen, sonst würden sie kommen und uns als Verdingkinder verteilen. Die Armut zwang uns zur Anpassung: fleissig lernen, in der Schule folgen, Schulaufgaben erledigen, sauber daherkommen ... Wir sind ein klassisches Bild einer armen Familie. Ab der dritten Klasse bin ich Ausläufer in einer Buchhandlung für fünf Franken pro Woche für zehn Arbeitsstunden wöchentlich. Eigentlich hätten wir väterlicherseits reiche Verwandte (Millionäre). Wir sehen und hören nichts von ihnen. Wir gehören in der Verwandtschaft väterlicherseits zu den Armen und sind von daher für sie nicht interessant.

1955 Firmung. Der auswärtige Pater im Beichtstuhl (ein Redemptorist) fragt mich nach der Beichte, was ich werden wolle. Ich wollte immer Kondukteur werden. Ein Gymnasium würde finanziell schon gar nicht drin liegen. Aber im

Beichtstuhl sollte ich doch etwas Religiöses sagen, dachte ich. Ich sagte unüberlegt und mit schlechtem Gewissen: „Ich will Priester werden.“ Diese Lüge im Beichtstuhl hat mein Leben wesentlich verändert. Die Redemptoristen hatten damals in Matran bei Fribourg ein neues Internat gebaut und suchten Buben, die für den Priesterberuf bereit waren. – Verhandlungen mit der Kongregation der Redemptoristen, mit meiner Mutter und mit Fräulein Doser (einer ledigen, streng religiösen Dame; meiner späteren geistlichen Mutter) führten dazu, dass ich im Oktober 1955 nach Matran reiste und mit dem Gymnasium begann. In den Ferien durfte ich kollektieren. Der Pfarrer erlaubte mir das Betteln nur, wenn ich mindestens eine Fünf im Zeugnis habe. Er dachte, weil wir arm waren, dass ich zu dumm wäre für ein Studium ... Damit geriet ich in eine finanzielle und moralische Abhängigkeit vom Orden, von den Leuten in der Pfarrei und von A. Doser. Aus dieser Abhängigkeit heraus entwickelte ich mich auch zu einem sehr angepassten Schüler, Vorzeigegymnasiast, der an den freien Nachmittagen sich freiwillig für Gemeinschaftsarbeiten zur Verfügung stellte.

Im Internat in Matran fühlte ich mich aber richtig wohl. Für mich war das ein absolut steiler, sozialer Aufstieg. Ich hatte eine gute Matratze und einen eigenen Schrank. Auch der Grundsatz der Redemptoristen, für die Armen da zu sein und sich für sie einzusetzen, kam mir sehr entgegen. Während des Gymnasiums hat mich diese Grundhaltung der Kongregation stark beeinflusst, sei es durch die Missionare, die aus Bolivien heimkamen und uns mit Dias begeistern konnten, sei es durch Patres, die glaubwürdig ihre Arbeit als Lehrer und geistliche Begleiter lebten. Das überzeugte mich und liess langsam den Traum in mir wachsen, einmal nach Bolivien auszuwandern, um als Missionar mit Indios das Leben zu teilen. Jedenfalls war es die Zeit, wo ich mir schwor, wenn ich einmal etwas zu sagen habe, würde ich eintreten für die Armen und ich würde es ganz laut sagen!

Ich schaffte die ersten sechs Jahre problemlos, obwohl ab dem dritten Schuljahr fast alles auf Französisch unterrichtet wurde. Für die letzten beiden Jahre der Philosophie wechselte ich dann an das kantonale Collège St. Michel in Fribourg, damit ich die eidgenössische Matura machen konnte. Dies geschah 1963.

In diesem Jahr bin ich ins Noviziat der Redemptoristen in Leuk-Stadt (VS) eingetreten. Im Mai 1964 starb meine Mutter. Nun waren wir vier „Kinder“ auf uns selber angewiesen. Im Kloster fand ich eine neue Familie. Das hat damals gut getan. Im Herbst legte ich die ersten Gelübde ab. Dann ging es nach Gars am Inn, bei München, in eine ordensinterne Hochschule für das Theologiestudium.

Während des Studiums, in den Ferien, machte ich Arbeitserfahrungen bis in den Basler Rheinhafen: entladen von Kubazucker und Kanadaweizen ... Das brachte Geld für das Studium. Die Ausbildung selber war für mich eine positive, bereichernde Herausforderung, besonders die Exegese, die Erkundung der Bibel. Auch die Freizeit, verbunden mit lateinischem Choral, Basketball und dem Sechsmannorchester (Spiritualmessen und anschliessend Tanzmusik), war geprägt von einer offenen und echt freundschaftlichen Atmosphäre. Eine herrliche Erfahrung, die ich nicht missen möchte!

1969 feierte ich Primiz in Kreuzlingen. A. Doser, die mich das ganze Studium hindurch finanziell unterstützte, war überglückliche geistliche Mutter. – Die Ordensobern schickten mich dann als Vikar nach Oberrohrdorf (AG). Ich sollte zuerst eine Erfahrung in einer ganz gewöhnlichen Pfarrei machen, bevor ich in die Spezialseelsorge wechseln würde. Hier entdeckte ich mein grosses Interesse an der Jugendarbeit und an jungen Menschen am Rand der Gesellschaft.

1971 übersiedelte ich, auf Wunsch meiner Vorgesetzten, nach Ostermündigen (BE). In einem neu errichteten Quartier der PTT sollten wir mit einer Viererquie von Redemptoristen ein kirchliches Quartierbewusstsein aufbauen mit Hausbesuchen und Hausgottesdiensten. Bald wurde ich für eine Mitarbeit in der Jugendseelsorge im Kanton Bern angefragt. Kurt Mahnig hat mich souverän in das Metier der Jugendarbeit eingeführt. – In dieser Zeit begegnete ich oft jungen Menschen, die suchtgefährdet oder bereits in einer der Süchte (Heroin, Kokain, Alkohol, Medikamente ...) gestrandet waren. Bilder, die mich prägten.

Auch war die Beziehung mit Martha (sie war in Oberrohrdorf Präsidentin der Jugendorganisation) immer stärker geworden und der Wunsch, aus dem Orden auszutreten, um mit Martha zusammenzuleben, wuchs gewaltig. Um aber unabhängig und nicht der Mutter Kirche ausgeliefert zu sein, entschloss ich mich, nochmals nach München zu gehen, um mich in der Sozialarbeit zu professionalisieren. „Resozialisierung von Randgruppen“ hiess der Studiengang. Acht Semester unter schwierigen Bedingungen: Ich hatte kein Geld bekommen vom Orden, hatte keine Eltern mehr und keine Erlaubnis in Deutschland für einen Nebenerwerb. So musste ich mit 4500 D-Mark, die ich vom Kanton Bern als Stipendium bekam, ein Jahr auskommen. Das hiess: Um gratis wohnen zu können, machte ich den gesamten Haushalt für unsere kleine WG. Da ich kein Geld für den Ausgang, für Konzerte oder für ein Bier hatte, erledigte ich in zwei Semestern alle Prüfungen von vier Semestern. Absoluter Stress. Mit der Unterstützung von der geistlichen Mutter durfte ich nicht mehr rechnen, da sie mich

unter moralischen Druck setzte und sagte, wenn ich aus dem Orden austrete und das Priesteramt aufgebe, würde sie sich das Leben nehmen. Was sollte ich nur tun? Für mich eine ganz schlimme Zeit. Ich entschied mich für mein Leben! Und sie? – Sie lebte dann noch 20 Jahre!

1974 habe ich den Provinzial der Schweizerprovinz um den Austritt aus dem Ordensstand gebeten. Vier Monate später bekam ich von Rom die Laisierung, die Rückversetzung in den Laienstand. Dies war möglich, weil damals noch Papst Paul VI. am Ruder war. Unter dem folgenden Papst wäre es nicht mehr möglich gewesen. So hatte ich wenigstens die Möglichkeit, wieder – wenn es die Not verlangt – in der Kirche eine Anstellung zu bekommen. Aber der Wunsch, endlich meinen ganz persönlichen Weg zu gehen, wurde immer stärker. So schrieb ich bereits beim Austritt aus dem Ordensleben: „Wenn ich nun gehe, dann bedeutet das nicht, Abschied zu nehmen von meinem Lebensinhalt, von der urchristlichen Idee des sozialen Engagements. Überhaupt nicht. Ich will weiterhin versuchen, mit Martha zusammen, das zu leben, wovon wir zutiefst überzeugt sind: jene Liebe sichtbar werden zu lassen, die Gott in Jesus glaubwürdig und befreiend angesagt hat. Martha will das Gleiche leben. Miteinander wollen wir auf den Weg gehen.“ (1974, Austrittsschreiben) Ich musste also aus der Kongregation austreten, um das zu leben, was ich damals beim Eintritt in den Orden in den Gelübden versprochen und mir an Engagement erträumt hatte.

Ein Jahr später haben wir geheiratet. 1976, nach dem Abschluss des Studiums in München, sind wir nach Luzern gezogen. Da die Ölkrise jede Anstellung in den öffentlichen Diensten verunmöglichte, ging ich reumütig zum Bistum Basel zurück, zum Personalverantwortlichen, den ich damals kannte. Er hat mir sofort eine Anstellung in der Stadt Luzern ermöglicht, obwohl ein guter Freund mir abriet, in die Innerschweiz zu ziehen, da es dort erzkonservativ und verbürgerlicht sei und keine Innovation im sozialen Bereich möglich sei. Ich habe mich trotzdem entschlossen, nach Luzern zu gehen, und habe es nie bereut. Als Verantwortlicher für die Jugendarbeit in vier Pfarreien der Stadt Luzern und als Katechet an der Oberstufe verdiente ich mein Brot. Im Dezember kam dann Micha, in Anlehnung an den kleinen, sozial engagierten Propheten Micha aus Moreschet, unser erster Sohn, zur Welt.

Kaum waren wir in Luzern richtig heimisch, klopfte es nachts an die Türe. Eine junge Frau mit ihrem kleinen Kind suchte Schutz vor ihrem gewalttätigen Mann. Wir seien zuständig für suchtkranke Menschen, habe ihr die Telefonseelsorge mitgeteilt. – Wir haben sie aufgenommen. Sie blieb ein halbes Jahr in

unserer Familie und Martha betreute die beiden liebevoll. Oft hat sie, neben der Familie, die Leute betreut, die ich nach Hause brachte, da es damals sonst keine Anlaufstelle in der Stadt gab.

Neben der Jugendarbeit und dem Religionsunterricht interessierte ich mich sofort für die Drogenszene in Luzern. Bald fanden sich einige Frauen und Männer zusammen, um 1977 den Verein Drogen Forum Innerschweiz zu gründen, den ich sieben Jahre präsidierte. Unser Ziel war, eine therapeutische Wohngemeinschaft für Drogenabhängige aufzubauen. Die Prävention wurde ebenfalls zu einem grossen und wichtigen Thema.

Viele Suchtkranke schafften den Ausstieg nicht. Sie waren (noch) nicht bereit für einen therapeutischen Prozess. Die Wahrnehmung der Not dieser Menschen bewog mich, 1985 die Gassenarbeit aufzubauen, ohne Vereinsstruktur, aber voller Tatendrang (siehe Anfänge der Gassenarbeit und Gründung des Vereins). Wichtig war, dass wir diesen Auftrag ökumenisch an die Hand nahmen.

In diesen Jahren wuchs die Familie. David kommt auf die Welt (1978), dann Lea (1980) und Samuel (1984).

1992 werde ich mit der goldenen Nadel der Stadt Luzern geehrt. Ich bekomme sie für meinen langjährigen Einsatz für die Menschen am Rand der Gesellschaft, vor allem für die Suchtkranken. Es ist aber eine Wertschätzung für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

In dieser Zeit habe ich die Jugendarbeit in andere Hände übergeben. Als Übergangslösung bin ich im Team von der Pfarrei St. Johannes als Pastoralassistent tätig. Die Befreiungstheologie, die Toni Schmid als Pfarrer aus Kolumbien mitbrachte, prägte unsere Arbeit.

1993 fand die Gründung des Vereins Kirchliche Gassenarbeit statt. Zu dutzenden lebten die Suchtkranken obdachlos, vereinsamt und perspektivlos in der Stadt. – Es ist die Zeit, da sich bei mir schwere Rückenprobleme bemerkbar machten. Eine schwere Diskushernie (zehn Wochen arbeitsunfähig) sagte mir klar, dass die Last zu gross wird und dass es höchste Zeit ist, die Aufgaben auf verschiedene Schultern zu verteilen. Es war auch die Zeit schlimmer Anfeindungen, weil ich Sprachrohr für eine ausgegrenzte Minderheit war, die gesellschaftlich praktisch keine Akzeptanz besass. Die Leserbriefe gegen uns waren verletzend und anonyme Briefe, unter der Gürtellinie, zeigten uns klar auf, dass wir nicht erwünscht waren. Insofern war die Gründung des Vereins, mit integren und glaubwürdigen Frauen und Männern im Vorstand, eine willkommene

und für mich gesundheitlich wichtige Entlastung. Damit wurde unsere Arbeit juristisch abgesichert und der Verein auf ein festes Fundament gestellt. Langsam, nur in kleinen Schritten, entwickelten wir uns weg von der Pionierphase und kamen in ruhigere Gewässer.

Die Gesundheit machte mir zu schaffen. Der Tinnitus und der Hörsturz waren klare, äussere Anzeichen. Ich suchte Hilfe bei einer Atemtherapeutin. Sie sagte mir unumwunden: „Wenn du glaubst, diese schwierige und belastende Arbeit aus eigener Kraft leisten zu können, dann bist du gewaltig auf dem Holzweg. Du brauchst eine Kraftquelle.“ In vielen Gesprächen und Weiterbildungen lernte ich bei ihr über den Atem, die Christuskraft, die im Übermass immer da und jederzeit abrufbar ist, in meinen Körper einfließen zu lassen. „Aus dieser Kraft soll ich die Arbeit leisten und nicht meinen, die eigene würde reichen“, hatte sie gesagt. Heute bin ich fest überzeugt, dass diese Kraftquelle mir wesentlich geholfen hat, an Leib und Seele gesund zu bleiben.

Der Anerkennungspreis der Stiftung Luzern – Lebensraum für die Zukunft, den ich 1996 entgegennehmen durfte, galt dem gesamten Verein.

In diese Zeit fällt auch die Gründung des Vereins Hôtel Dieu, wo es wiederum um heilendes und befreiendes Handeln gehen sollte. Zusammen mit Schwester Hedy-Maria von den Spitalschwestern und Josef Moser, einem Arbeiterpriester in der Baselstrasse, haben wir diese wichtige Alternative zur GasseChuchi aufgebaut. Die Vision dieses Vereins kommt vom Hôtel Dieu in Beaune (F), wo die Spitalschwestern herkamen. Der Verein betreibt seit 1999 ein Gasthaus der besonderen Art im Stutzegg, am Kreisel Kreuzstutz. Hier sind Menschen willkommen, die einsam sind, psychische Schwierigkeiten haben, unter dem Existenzminimum leben, Gesellschaft suchen und einfach sein dürfen. Wir grenzten uns gegen die Suchtszene ab. Dieses Angebot war mir immer wichtig, weil es hier um Menschen geht, die keine Lobby haben und deren Schrei nicht gehört wird.

Der Start des Projektes Paradiesgässli (der Name kommt von der ersten Adresse des Projektes am Paradiesgässli in der Stadt Luzern) war für mich eine absolute Sternstunde. Es war schweizweit eine Premiere, dass Eltern, die Drogen konsumieren und Kinder haben, eine spezifische Hilfe und Unterstützung bekamen.

2005 wurde mir, zusammen mit andern, der Herbert-Haag-Preis – für Freiheit in der Kirche – zuerkannt. Er war gedacht als Wertschätzung meines Engagements im Sinn des Evangeliums für Menschen, die unserer Zuwendung und Hilfe be-

dürfen. Dieser Preis wäre ohne die Mitarbeit von Martha, meiner Frau im Hintergrund, nicht möglich geworden. Sie hat wesentlich mitgeholfen, dass ich die schwierige Arbeit über Jahrzehnte ausgehalten habe.

Drei Jahre später erreiche ich das Pensionsalter. Fridolin Wyss wird vom Vorstand als neuer Geschäftsleiter gewählt. Für mich ist er ein Glücksfall, hat er doch die besten Voraussetzungen für diese Aufgabe: eine franziskanische Spiritualität mit Klostererfahrung bei den Kapuzinern und eine Ausbildung im Sozialbereich. Diese Tatsache entlastet mich sehr. Damit wusste ich, dass die Gassenarbeit bestens weitergeht, und zwar hoch professionell.

Ich behalte ein Pensum von 30 Prozent als Seelsorger auf der Gasse. Ich bleibe für Beerdigungen und für Taufen zuständig und natürlich bleibe ich Ansprechperson für alle möglichen und unmöglichen Anliegen, besonders im religiösen Bereich. Für mich gestaltet sich diese Zeit als wunderbare Ablösung von der Gassenarbeit als Verein, aber auch von den Leuten auf der Gasse, die mir in den vielen Jahren wirklich ans Herz gewachsen sind. Es ist mir nicht egal, wie es ihnen geht und wie die Perspektiven für sie aussehen.

Mit dem definitiven Ausscheiden aus der Gassenarbeit beginnt für mich die Freiwilligenarbeit: Im Verein LISA, der sich für den Container in der Gewerbezone Ibach – eine Rückzugsmöglichkeit und Beratung für die sich prostituierenden Frauen – stark macht, bin ich mitverantwortlich für das Fundraising; bei den Sans-Papiers bin ich Mitglied im Beirat und im Verein Hôtel Dieu habe ich als Co-Präsident Abschied genommen und die Verantwortung weitergegeben. Ich werde bald meine Arbeit als Freiwilliger beginnen und weiterhin mit den damaligen Gästen verbunden bleiben.

Privat werde ich mehr Zeit für die Grosskinder, für Martha und für mich selber haben.

Anfänge der Gassenarbeit und Gründung des Vereins

Sepp Riedener

Mir läuft der Angstschweiss über den Rücken, wenn ich an die Pionierzeit der Gassenarbeit zurückdenke. Schliesslich war sie geprägt von charismatischen Leitwölfen und von selbstausbeuterischem Engagement. Wir kannten keine Arbeitszeitkontrollen. 60–70 Arbeitsstunden in der Woche waren nicht selten. Wir hatten einen Auftrag vom Evangelium und dem wollten wir gerecht werden. Es gab einen büroähnlichen Raum mit einer Schreibmaschine für drei Angestellte. Schliesslich waren wir „Gassenarbeit“ und nicht „Büroarbeit“. Bis tief in die Nacht hinein waren wir mit dem Rucksack unterwegs, verteilten saubere Spritzen und Präservative und hatten unsere Gespräche mit den Leuten von der Gasse unter der Egg, in den einschlägigen Beizen, in den öffentlichen WCs oder am Ufer der Reuss. Tägliche Präsenz war klar. Die offene Szene, vor allem unter der Egg und in der Eisengasse, hatte immer Freinacht. So hiess es aushalten bis gegen 2.00 Uhr ...

Und hinzu kam, dass wir damals völlig im Clinch mit der Polizei waren. Die sauberen Spritzen, die wir an die Drogenkonsumenten verteilt hatten, sammelte sie wieder ein und brauchte sie als Beweismittel, um die Konsumenten der illegalen Sucht zu überführen. Gegenseitige Beschimpfungen, Vorurteile und böse Unterschiebungen prägten unser damaliges Verhältnis. Wir hatten die gleiche Zielgruppe, beide hatten einen Auftrag von den Arbeitgebern und beide Parteien waren überzeugt, dass die andere Seite einen völlig falschen Ansatz hatte ...

Von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern war höchste Flexibilität gefordert. Eine völlige Überforderung aller Beteiligten.

Es existierte kein Verein. Wir hatten nur eine sogenannte Begleitgruppe mit sehr schwachen Strukturen. Kein Leitbild, keine Statuten, kein Vorstand, aber gute Leute in der Begleitgruppe. Die Entscheidungswege waren informell und die basisdemokratischen Ansprüche – alle reden mit. Alle entscheiden mit – überforderten alle.

Ich staune heute, dass das Grüpplein mit dem stürmischen Wachstum überhaupt fertig werden konnte. Es galt Engagement vor Fachkompetenz: den Menschen auf der Gasse begegnen, ihnen zuhören, sie ernst nehmen, berühren und nicht

zuletzt, aufgrund der Bedürfnisse, Projekte aufbauen, die Antwort gaben auf die wichtigsten Fragen, die damals gestellt wurden.

Aufbau der Projekte

Als Verantwortlicher für die Jugendseelsorge in der Stadt Luzern machte ich damals die Feststellung, dass viele junge Menschen auf der Gasse ihre Heimat suchten und sie dort auch fanden. Wir wussten aber nicht, wie gross die Anzahl ist, welche Bedürfnisse sie überhaupt hatten und in welcher Form ihnen zu helfen ist. Der erste Gassenarbeiter, der 1985 von der katholischen Kirchgemeinde zu 50 Prozent angestellt wurde, hatte den Auftrag, zuerst mal in der Stadt Luzern eine Bestandesaufnahme zu machen.

Diese rudimentäre Feldanalyse führte zur Erkenntnis, dass es bei diesen damals sehr jungen Leuten um vier Fragen ging: Wo können sie sinnvoll essen? Wo können sie arbeiten? Wo können sie wohnen? Wo werden sie medizinisch betreut?

So entstand 1986 die GasseChuchi. Sie entwickelte sich zu einem eigenen Verein, in dem wir im Vorstand vertreten waren. Zuerst war sie an der Zürichstrasse im alten Regenbogenhaus. Der Pilotversuch von einem Winter zeigte auf, dass eine solche Stube dringend notwendig war. Mit Hungerlöhnen und freiwilligen Angestellten konnten wir die Chuchi über den Mittag und bald auch über den Abend offen halten, einfach so lange, bis die Notschlafstelle um 21.00 Uhr öffnete. 1996 fusionierte die Chuchi mit dem Verein Kirchliche Gassenarbeit.

In dieser Zeit entstand ebenfalls der Verein Aids-Hilfe Luzern und der Verein Krankenzimmer. Im Krankenzimmer standen noch vier Betten in zwei Sterbezimmern. Mitten im Lärm, zwischen Deal und Fixen, Alkohol und Kiffen lagen die Sterbenden und fühlten sich wohl, weil sie so von ihren Gassenfreunden besucht werden konnten. Wie oft sass ich an ihren Betten, betete mit ihnen und hielt ihnen noch den letzten Joint an die Lippen, an dem sie nochmals so richtig sogen und friedlich einschlafen durften ...

Kälteeinbruch

Ende der 80er-Jahre gab es sehr kalte Winter. Der damalige Stadtpräsident Franz Kurzmeyer kam zu mir und bat mich zu schauen, dass niemand in der

Stadt erfriert. Das wäre schlimm für die Stadt und für ihn ganz persönlich. Die Obdachlosigkeit hatte damals beträchtliche Ausmasse angenommen. Der Leerwohnungsbestand in der Stadt Luzern betrug 0,2 Prozent, d. h., dass unsere Leute keine Chance mehr hatten, zu irgendeinem Logis zu kommen. Das war der Startschuss für den Aufbau einer zusätzlichen Notschlafstelle Baragge, in der Allmend draussen. Das reichte noch nicht. Wir bezogen noch ein Abbruchhaus in Kriens, wo wir zwei Dutzend Obdachlose unterbringen konnten. Auch das reichte noch nicht. Wir suchten für die obdachlosen Fixerinnen und Fixer, die die Eisengasse blockierten und für viele Bewohnerinnen und Bewohner verständlicherweise ein Dorn im Auge waren, eine neue Bleibe. Wir suchten einen Ort, wo wir mit den Betroffenen zusammen alte Baraggen aufbauen konnten. So landeten wir in der Gewerbezone im Ibach. Gegen grössten Widerstand bauten wir mit den Obdachlosen einen neuen Lebensraum auf. Nur mithilfe des damaligen Polizeikommandanten Kurt Fehlmann, der den Industriebesitzern versprach, regelmässig Polizeikontrollen durchzuführen, wurde uns das Projekt zugestanden.

Der Kälteeinbruch war noch auf einer anderen Ebene zu spüren. Es war die Zeit des Lettens in Zürich. So konnte es im weltbekannten „Needlepark“ nicht mehr weitergehen. Er wurde aufgelöst und zugleich in der deutschen Schweiz jede offene Drogenszene verboten. Auch unsere aufsuchende Gassenarbeit musste sich zur Beratung und Begleitung der Drogenabhängigen in die Büroräume zurückziehen. Die Präsenz der Gassenarbeiter und Gassenarbeiterinnen in der Altstadt würde die Gruppenbildung auf der Gasse fördern – wurde uns gesagt. Die Repression setzte ein und es begann eine Vertreibungstaktik. Den Leuten von der Szene wurde verboten, sich in Gruppen in der Altstadt aufzuhalten. Das hatte zur Folge, dass die gesamte Sucht- und Drogenszene zu einer Kundgebung vor der Jesuitenkirche aufrief. Am Schluss hatte ich die Verantwortung für diese Demonstration und mir wurde angst und bange. Wenn das aus dem Ruder läuft, dann gute Nacht ...

Betroffene meldeten sich zu Wort und liessen ihrem Frust freien Lauf: Schliesslich seien sie Menschen wie die andern auch und hätten das Recht, in der Stadt zu verkehren. Ein langjähriger Fixer rief mit lauter Stimme: „Wer ohne Sucht ist, werfe den ersten Stein ...“ Für mich war es die Zeit mit den schlimmsten Anfeindungen, einfach weil ich mich zum Sprachrohr einer ausgegrenzten Minderheit machte. Die Leserbriefe gegen uns waren voller Aggression und die anonymen Briefe gut genug für den Papierkorb ...

Gründung Verein Kirchliche Gassenarbeit

Nun war es höchste Zeit, die erste Pionierphase abzuschliessen. Die verschiedenen Kirchgemeinden und Landeskirchen waren sofort einverstanden, die lose Begleitgruppe in einen klar strukturierten und professionellen Verein überzuführen. Auch war es dringend nötig, die Finanzströme (es waren eher muntere Bächlein) zu kanalisieren und dementsprechend Aufsichtsorgane zu bestellen. Das war ein klarer Entscheid der Gründungsmitglieder, weiterhin am Engagement für Menschen am Rand der Gesellschaft festzuhalten, und zwar in finanzieller und ideeller Hinsicht. Das war ein Meilenstein in der Geschichte des Vereins. Und weil die Kirchgemeinden und Landeskirchen allein die Finanzen nicht aufbringen konnten, gab es sowohl mit dem Kanton, mit der Stadt und mit dem Beitragsfond für fördernde Sozialhilfe (BFFS) Leistungsaufträge. Das ergab bis in die heutige Zeit hinein eine äusserst fruchtbare Zusammenarbeit der verschiedenen christlichen Kirchen mit der öffentlichen Hand in einem Bereich, der gesellschaftlich kontrovers betrachtet wurde.

Neue Visionen

Aus der Neuorientierung und Neuorganisation des Vereins Kirchliche Gassenarbeit entstand ein Motivationsschub. Schliesslich wurde die Überlebenshilfe durch die beiden Abstimmungen „Jugend ohne Drogen“ und „Droleg“ offiziell als viertes Standbein der Drogenpolitik sowohl im Kanton Luzern als auch in der ganzen Schweiz anerkannt. Das berechtigte zu Subventionen aus öffentlichen Geldern.

In diese Zeit der Neuorientierung fällt auch die neue Aufteilung der Überlebenshilfe, die sich zu Beginn auf verschiedene Vereine verteilte. Um schlankere Strukturen zu haben und effizienter arbeiten zu können, wurden die Aufgaben gebündelt und auf zwei Vereine reduziert. So entstand einerseits der Verein Jobdach (Notschlafstelle, Wohnhaus, Werkstatt) und der Verein Kirchliche Gassenarbeit (Team Gassenarbeit, GasseChuchi, medizinisches Ambulatorium, Mobile Aidsprävention Luzern, Seelsorge auf der Gasse).

Im Rahmen des Teams Gassenarbeit wurde auf dem Drogenstrich ein Kafibus lanciert, um die Männer und Frauen, die in ihrer Geldnot anschaffen mussten (schliesslich kostete damals ein Gramm Heroin gegen 600 Franken und ein harter Fixer brauchte pro Tag ein bis zwei Gramm), zu begleiten und das Gespräch anzubieten. Ebenfalls wurde eine Gruppe Arbeitswilliger gesucht, die

zusammen am wöchentlichen Flohmarkt ihre Ware verkaufen konnten, die uns von allen Seiten zugeschoben wurde.

Ein anderes, für uns sehr wichtiges Projekt war die Gassenzeitung. Zusammen mit einzelnen Leuten von der Gasse, allen voran Piitsch, der in Indien gestorben ist, war es uns ein Anliegen, dass die, die gesellschaftlich keine Stimme hatten, ein Organ brauchten, mit dem sie alles, was sie bedrückt, freut und nervt, herausschrei(b)en und mitteilen konnten. Und was damals mit einigem Zögern und mit viel Wenn und Aber aufgebaut wurde, hat sich zu einer angesehenen Gassenzeitung entwickelt. Heute wird die vierteljährlich erscheinende Zeitung in ungefähr 10 000 Exemplaren verkauft. Für viele Leute auf der Gasse ist das ein willkommener Nebenverdienst und eine sinnvolle Arbeit. Diese Zeitung hat ganz sicher dazu beigetragen, dass die Akzeptanz der Randgruppen in der Stadt Luzern merklich zugenommen hat.

Als letzte Vision entstand das Projekt Paradiesgässli. Im Team Gassenarbeit und in der GasseChuchi kamen immer wieder Mütter mit ihren Kindern vorbei. Das erachteten wir als wenig sinnvoll bis gefährlich. Es drängte sich auf, dass wir für die drogen- und exdrogenkonsumierenden Mütter und Väter mit ihren Kindern eine eigene Anlaufstelle aufbauen wollten. Das war schweizweit eine Premiere. Wir mieteten in der Altstadt, eben im Paradiesgässli, eine Einzimmerwohnung. In Kürze war das Lokal zu klein. Wir fanden an der Rosenberghöhe ein neues Haus. Dass uns dort der damalige Bundesratspräsident Kaspar Villiger mit einem Besuch beehrte, war ein absoluter Höhepunkt. Aber auch der Besuch nützte nichts. Unsere Präsenz im Quartier wurde nicht von allen geschätzt. Im September 2005 sind wir dann ins Pfarrhaus St. Josef umgezogen, wo wir dank der Kirchgemeinde, dank dem Pastoralteam und dank der Pfarrei nun eine definitive Bleibe bekommen haben. Diese kirchliche Hilfe hat Vorbildcharakter!

Seelsorge auf der Gasse

Die Seelsorge an und mit den suchtkranken Menschen war mir immer ein Herzensanliegen: Gespräche mit Eltern von drogenabhängigen Jugendlichen, Begleitung von Sterbenden und ihre menschliche Beerdigung, Kinder taufen im Paradiesgässli und dafür sorgen, dass sie eine gute Patin, einen guten Paten bekommen, Gottesdienste feiern an Weihnachten und jährlich zusammenkom-

men für eine Abschiedsfeier von unseren Toten, zuhören können und nochmals zuhören können.

Im Jahr 2000 haben wir eine grossartige PR-Aktion erlebt. Das Schweizer Fernsehen übertrug den ökumenischen Gottesdienst zum 1. August aus der Gasse-Chuchi. Leute von der Gasse und Gäste aus der Chuchi haben wesentlich dazu beigetragen, dass sowohl in der Feier als auch bei den Zuschauerinnen und Zuschauern eine grosse Betroffenheit ausgelöst wurde. Die Reaktionen waren dementsprechend positiv.

Die ökumenische Zusammenarbeit verlief über all die Jahre ohne jede Spannung. Im Gegenteil: Für mich war sie eine tiefe Erfahrung, dass wir die Kraft aus dem gleichen Evangelium schöpften und so die gemeinsame Zukunft vorbereiten und einüben können.

Konsolidierung

Die wichtigsten Bereiche in der Drogenarbeit sind abgedeckt. Es geht darum, sinnvolle Zusammenführungen vorzunehmen: Das medizinische Ambulatorium an der Murbacherstrasse soll in die Nähe der Kontakt- und Anlaufstelle kommen, wo die meisten Suchtbetroffenen verkehren und motiviert werden können, sich einer medizinischen Untersuchung zu stellen. Auch die Präventionsarbeit kann somit intensiviert werden. Konsequenterweise soll auch der hygienische Bereich (Dusche und Kleiderwechsel) in die GasseChuchi umziehen.

Auch die Konsolidierung der Finanzen, gerade in der Zeit massiver Sparmassnahmen, ist ein Gebot der Stunde. Diese Aufgaben darf ich getrost meinem Nachfolger überlassen.

2 Entwicklung, Hintergrund und Selbstverständnis der Kirchlichen Gassenarbeit

Chronologie der Gassenarbeit

Sepp Riedener

1985

Das erste Konzept für eine Gassenarbeit ist erstellt.
Markus Kopp beginnt als erster Gassenarbeiter mit 50 Stellenprozenten die Arbeit.

1986

Der Verein Chuchi wird gegründet. Die erste GasseChuchi öffnet an der Zürichstrasse die Tore. Es ist ein eigener Verein. Die Gassenarbeit ist jedoch im Vorstand vertreten.
Der Verein Aids-Hilfe Luzern wird gegründet.

1987

Das Projekt Flohmarkt startet. Es wurde nach wenigen Jahren aufgegeben, weil zu viel gestohlen wurde.

1988

Der Verein Krankenzimmer wird unabhängig von der Gassenarbeit gegründet und bietet Krankenzimmer an der Murbacherstrasse 20 an.
Die Gassenarbeit beginnt mit der Spritzenabgabe.

1989

Aufgrund von einer sehr hohen Anzahl von Obdachlosen startet das Projekt Baragge, eine zweite Notschlafstelle auf der Allmend.
Verein Krankenzimmer wird umgewandelt in den Verein Krankenzimmer und Notwohnungen.
Die Repression in der Stadt wird verstärkt.

1990

Aufgrund des kalten Winters engagiert sich der Stadtpräsident Franz Kurzmeyer für den Start des Lebensraumprojektes im Ibach. Die Suchtbetroffenen wohnen in Wohnwagen und bauen zwei Baraggen unter der Anleitung eines Baufachmannes und eines Gassenarbeiters. Die Leute sind nicht abstinenzorientiert.

1992

Der erste Fixerraum wird in Luzern eröffnet und vom DFI (Drogen Forum Innerschweiz) betrieben.

Die Baraggen im Lebensraumprojekt im Ibach werden bezogen.

Sepp Riedener wird mit der goldenen Nadel der Stadt Luzern für seinen Einsatz für die Menschen in Not geehrt.

1993

Die Gassenarbeit, bis jetzt eine Arbeitsgruppe, wird in den Verein Kirchliche Gassenarbeit überführt.

Die vielen verschiedenen Vereine für drogenabhängige Menschen werden zusammengeführt und auf die beiden Vereine Kirchliche Gassenarbeit und Jobdach aufgeteilt.

Jobdach übernimmt das Wohnhaus, die Notschlafstelle und die Wärgstatt. Verein Gassenarbeit betreibt die GasseChuchi, das Team Gassenarbeit, das medizinische Ambulatorium und die Seelsorge.

Die Eisengasse, der Ort der offenen Drogenszene in Luzern, wird geräumt.

Nicht bewilligte Demonstration und Kundgebung gegen die Repression findet statt.

Die aufsuchende Gassenarbeit wird beendet. Die Sozialberatung findet nun in den Büros statt.

Beginn der Viersäulenpolitik: Prävention, Therapie und Wiedereingliederung, Schadensverminderung und Überlebenshilfe, Repression und Kontrolle.

1994

Aufgrund einer Abstimmung mit 51 Prozent gegen den Fixerraum wird der Fixerraum aufgelöst.

Da wenigstens der Spritzentausch weiterhin stattfinden soll, eröffnet der Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern das Projekt MAPLU (Mobile Aidsprävention Luzern). Ein Bus zum Spritzentausch steht jeden Abend auf dem Pilatusplatz.

Auf dem Drogenstrich ist neu der Kafibus präsent.

Die GasseChuchi zieht von der Zürichstrasse an die Industriestrasse.

Drogenmanifest: ein politischer Entscheid für die Überlebenshilfe. Wir werden ab jetzt subventionsberechtigt.

1995

Das Heroinprogramm, vom Kanton geführt, wird neu angeboten.

Die erste Luzerner Suchtbeauftragte, Heidi Bendel, wird ernannt.

1996

Das Krankenzimmer wird zum medizinischen Ambulatorium umgestaltet.

Die Stiftung Luzern – Lebensraum für die Zukunft übergibt Sepp Riedener und dem Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern den Anerkennungspreis.

1997

Die GasseZiitig wird ins Leben gerufen.

Volksinitiativen „Jugend ohne Drogen“ und „Droleg“ werden abgelehnt.

1998

Das Projekt Lebensraum kann geschlossen werden, da die meisten Bewohnerinnen und Bewohner ins Methadon- oder Heroinprogramm gehen und selbstständig wohnen können.

2000

Das Projekt Paradiesgässli wird in der Altstadt (Paradiesgässli, in einer Einzimmerwohnung) als Anlaufstelle für suchtbetroffene Eltern und ihre Kinder gegründet.

SRF 1 strahlt am 1. August den ökumenischen Gottesdienst in der GasseChuchi aus.

2002

Die GasseChuchi bezieht den Neubau am Geissensteinring 24, den die Stadt speziell für sucht- und armutsbetroffene Menschen gebaut hat.
Das Paradiesgässli zieht ins Haus Petra (Rosenberghöhe).
Bundesratspräsident Kaspar Villiger besucht das Paradiesgässli.

2005

Das Paradiesgässli zieht ins Pfarrhaus St. Josef Maihof ein.
Sepp Riedener erhält den Herbert-Haag-Preis.
AC Chuchi wird Schweizer Meister im Obdachlosen-Fussball.
Wichtiger politischer Entscheid: Der Fixerraum soll aufgebaut werden. Erster Standort soll das Geissmättli sein. Das Quartier und der Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern sprechen sich gegen diesen Standort aus. Die Polizei jedoch strebt eine Dezentralisierung an.

2007

Die Projektphase für den Fixerraum im ehemaligen Restaurant Geissmättli beginnt.
Das Paradiesgässli wird mit dem Jugendprojekt ergänzt, das sich um die Jugendlichen der suchtbetroffenen Eltern kümmert.

2008

Sepp Riedener wird pensioniert. Fridolin Wyss übernimmt die Geschäftsleitung des Vereins Kirchliche Gassenarbeit Luzern.
Das Kinderprojekt im Paradiesgässli wird gestartet. Es engagiert sich vor allem für die Kleinsten der suchtbetroffenen Eltern und stärkt die Erziehungskompetenzen der Eltern.
Da der Fixerraum im Geissmättli kaum genutzt wird und sich eine offene Drogenszene im Salesiapark gebildet hat, kommt der Fixerraum als Projekt in die Räumlichkeiten der GasseChuchi am Geissensteinring 24 und wird unter dem neuen Namen Kontakt- und Anlaufstelle (K + A) geführt.

2009

Das Pilotprojekt K + A wird in einen Regelbetrieb überführt.

Aufgrund der kleinen Auslastung und weil der Spritzentausch auch in der K + A angeboten wird, wird die Mobile Aidsprävention (MAPLU) geschlossen.
Das Projekt aufsuchende Sozialarbeit (aSa) startet seine zweijährige Pilotphase.

2010

Zum 25-jährigen Jubiläum der Gassenarbeit Luzern erscheint das Buch „Verwundete Engel, Begegnungen mit Menschen am Rande“ mit Beiträgen aus der GasseZiitig, von Sepp Riedener und Fridolin Wyss.

2011

Nach dem Bau des zweiten Obergeschosses in der GasseChuchi findet die Eröffnung der K + A im zweiten Obergeschoss statt.
Die aufsuchende Sozialarbeit wird in die Regelstruktur überführt.

2013

Die Filmpremiere Gassenarbeit – Gassenleben zum 70. Geburtstag von Sepp Riedener wird gefeiert.
Der Film wird an zwei Samstagen im Stadtkino insgesamt fünfmal vorgeführt.

2014

Das Paradiesgässli im Pfarrhaus der MaiHof wird umgebaut, da es die Räumlichkeiten fast des gesamten Pfarrhauses beansprucht.

2015

Die Betriebe K + A und GasseChuchi fusionieren zu einem Betrieb mit einer Leitung.
In der GasseChuchi starten die Projekte GasseMusik und GassenKunst.
Die Kirchliche Gassenarbeit feiert ihr 30-jähriges Jubiläum.
Sepp Riedener geht in Pension. Der Theologe Franz Zemp übernimmt die Seelsorge.
Das medizinische Ambulatorium schliesst seine Türen an der Murbacherstrasse 20. Das Angebot wird im Haus Geissenstein integriert.

Kirchliche Gassenarbeit aus der Sicht der Organisations- und Gemeindeentwicklung

Beat Hänni

In den 30 Jahren Kirchliche Gassenarbeit Luzern haben sich wichtige Entwicklungen vollzogen. Es ist spannend, diese mit der Theorie des Organisationsentwicklers Fritz Glasl¹ nachzuvollziehen und zu reflektieren. Nach seinem Modell durchlaufen Organisationen vier Phasen: die Pionier-, die Differenzierungs-, die Integrations- und dann die Assoziationsphase.²

Die Pionierphase

Die Kirchliche Gassenarbeit in Luzern entstand aus aktueller Not. Das Drogenelend auf den Strassen machte betroffen und ratlos. Da „musste“ etwas geschehen. Sepp Riedener spürte dieses „Muss“ mit seinem Auge, das er am Einsatz Jesu für die Ausgestossenen geschärft hatte. Er trat in Kontakt mit den „Drögelern“ und engagierte sich mit anderen zusammen für sie. Er fand Freiwillige und professionell ausgebildete Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, die mit Hand anlegten. Auch sie konnten von ihrer Glaubens- und Lebensauffassung her der Not auf der Gasse nicht untätig zusehen; wie auch heute viele Menschen angesichts der Not der Flüchtlinge nicht untätig bleiben können. Die tiefe Überzeugung, dass auch drogenabhängige Menschen Würde haben und in Würde leben sollen, trieb zu einer Arbeit, die die Kräfte der Helfenden zum Teil fast überstieg. Die Entscheidungswege in diesen frühen Zeiten waren kurz. Man entschied nach gesundem Menschenverstand und mit viel Fingerspitzengefühl; immer das Wohl der Betroffenen im Blick. Entschieden wurde basisdemokratisch. Strukturen und Regelungen gab es noch kaum. Der charismatische Leiter gab dem Ganzen nach innen und nach aussen ein Gesicht. Die Person des Pioniers, die persönliche Betroffenheit, die Vision, das grosse Engagement und die Nähe zu den Betroffenen sind typisch für die Pionierphase.

Heute können die öffentlich anerkannten Kirchen Luzerns stolz sein, dass diese Arbeit in ihrem Kreis gestartet wurde und dass recht schnell die katholische

Kirche und dann auch die reformierte und die christkatholische Kirche die Gassenarbeit inhaltlich und finanziell unterstützten. Der christliche Glaube drängt zum Engagement für die Randständigen. So geht Jesu Einsatz für die Aussätzigen, Blinden, Lahmen und Armen weiter.

In dieser Phase wurden Entscheide gefällt, die bis heute prägend sind:

1. Ökumenische Zusammenarbeit: Der Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern wurde bewusst von allem Anfang an ökumenisch konzipiert; in der Drogenszene spielen konfessionelle Grenzen keine Rolle. Alle Konfessionen sind von dieser Not herausgefordert. Das ökumenische Vorgehen zeugte gerade vor 30 Jahren von der Offenheit und Weite der Protagonisten. Es ist denkbar, dass in einer gewissen Zukunft solche Aufgaben auf interreligiöse oder humanistische Grundlagen gestellt werden müssen. Kirchen können in diakonischem Bereich mit allen Menschen guten Willens unterwegs sein. Die Frage ist einzig, welche Partnerschaften am sach- und zweckmässigsten sind.
2. Kooperationen: Die Kirchliche Gassenarbeit suchte von allem Anfang an Kooperationen mit anderen Institutionen und Fachstellen für Suchtkranke und Randständige, mit Polizei, Sozialamt, dem Verband der Gemeinden sowie mit der Politik. Zum Teil mussten zuerst Vorbehalte abgebaut werden. Es gelang, Vertrauen aufzubauen und die Kirchliche Gassenarbeit zu vernetzen. – Die Akteure meinten nicht, es allein oder besser machen zu können. Kirche ist gerade in der diakonischen Arbeit immer mit anderen unterwegs und braucht Vernetzung und Kooperation. Sonderzüge sind weder erwünscht noch nachhaltig.
3. Professionalität³: Von allem Anfang an musste fachliches Know-how auf- und ausgebaut werden. Manches geschah learning by doing. Die Kirchliche Gassenarbeit wollte und musste professionelle Arbeit leisten. Sie muss sich nach dem Wissensstand der Zeit richten und die Einsichten der Fachwissenschaften aufnehmen und umsetzen. Kirchliche Arbeit darf nicht nur gut gemeint sein. Anfänglich wurde der Kirchlichen Gassenarbeit – ob zu Recht oder nicht – noch vorgeworfen, zu wenig professionell zu arbeiten. Heute hört man diesen Vorwurf nicht mehr. Alle Mitarbeitenden verfügen über anerkannte Fachausbildungen.
4. Arbeiten mit den Betroffenen⁴: Es war und ist Sepp Riedener ein tiefes Anliegen, nicht nur *für* die Drogenkranken zu arbeiten, sondern – wo immer möglich – *mit* ihnen nach Wegen zu suchen, um ihre Not zu lindern und ihre Situation zu verbessern. Sepp Riedener sagt: „Der Grundsatz lautet ‚Mit ihnen, nicht für

sie.“⁵ Fridolin Wyss sagt „auf Augenhöhe“⁶. Jede und jeder der Betroffenen ist in einer besonderen Situation. Wie in jeder Beratung muss mit ihnen je ein eigener Weg gesucht werden. Friedrich Glasl hat dazu den etwas missverständlichen Begriff der „professionellen Organisation“ geprägt. Er will mit diesem Begriff beratende Organisationen, die mit viel Know-how, Kreativität und grossem persönlichem Engagement arbeiten, vom Typ der gewöhnlichen Dienstleistungsorganisationen und von den Produktionsorganisationen abheben, weil beratende Organisationen mit ihren Klienten arbeiten und dafür eine besondere Kultur und einen eher flachen Leitungsstil brauchen, der den Mitarbeitenden genügend Freiheit gibt, ihre Arbeit mit persönlichem Engagement und Gepräge zu gestalten.⁷ Sepp Riedener bezog die Klientinnen und Klienten mit ihren Kompetenzen mit ein: beim Catering-Projekt „öffentlich-genüsslich“, bei der Herausgabe der Gassenzeitung, beim Projekt Kunst von der Gasse. Er liess sie bei der Gedenkfeier für Drogentote in der Kirche persönlich mit ihren Erfahrungen zu Wort kommen. Dort können sie für ihre verstorbenen Kolleginnen und Kollegen Kerzen anzünden. Auch in der Einkommensverwaltung hängt alles daran, dass *mit* den Klienten zusammengearbeitet wird. *Für* sie zu arbeiten reicht nicht. Darum arbeitet das Team Gassenarbeit nach dem „lösungs- und kompetenzorientierten Beratungsansatz“. Gerade durch die „Arbeit *mit* den Betroffenen“ finden die suchtbetroffenen Menschen zu ihrer Würde. „Arbeiten *mit*“ schafft Respekt und Nähe zwischen Mitarbeitenden und Klientinnen/Klienten. – „Arbeiten *mit*“ ist für die kirchliche Arbeit typisch. In allen vier Handlungsfeldern der Kirchen (Gottesdienst, Bildung, Seelsorge/Diakonie und Gemeindeentwicklung) arbeiten die Kirchen *mit* den Menschen.⁸ Kirche ist zuerst und zuletzt eine Gemeinschaft von Menschen, die zusammen unterwegs sind.

Übergang in die Differenzierungsphase

Mit den Jahren nahm die Kirchliche Gassenarbeit Luzern die Drogenproblematik breiter wahr und antwortete mit neuen Angeboten. Es entstanden neben der Gassenküche das Ambulatorium, die Informations- und Präventionsarbeit, das Team Gassenarbeit für Beratung und Einkommensverwaltung, das Cateringprojekt „öffentlich-genüsslich“ sowie das Paradiesgässli. Die komplexere Organisation brauchte klarere und

differenziertere Strukturen, Abläufe und Kompetenzen. Es brauchte mehr Regelungen. Die Kirchliche Gassenarbeit kam in die Differenzierungsphase. Das begann, als Edwin Berchtold die Betreuung der Finanzen übernahm und sie nach professionellen Richtlinien organisierte. Die Kirchliche Gassenarbeit erarbeitete sich die Zewo-Zertifizierung. – Der Übertritt von der Pionier- zur Differenzierungsphase ist ein recht schwieriger Prozess. Der Pionier muss „sein Werk“ loslassen und in andere Hände geben. Seine langjährigen Mitarbeitenden müssen diese Veränderungen mitmachen. Das gelingt nicht immer. Oft reisst der Pionier „sein Kind“ in den Abgrund und zerstört es. Bei der Kirchlichen Gassenarbeit Luzern konnte dieser Übergang recht gut vollzogen werden, auch wenn es zu schmerzhaften Trennungen kam. Sepp Riedener zog sich als Leiter zurück und der Vorstand stellte in Fridolin Wyss einen Nachfolger an mit dem Auftrag, die Kirchliche Gassenarbeit in die Differenzierungsphase zu führen. Mir ist es unvergesslich, wie Fridolin Wyss bei seiner Antrittsrede vor der Generalversammlung sagte: „Ich werde kein zweiter Sepp Riedener sein.“ Gerade so gelang es Sepp Riedener und Fridolin Wyss, eng zusammenzuarbeiten. Sepp Riedener blieb noch Gassenseelsorger und konnte seine Vernetzung und sein Wissen der Organisation weiterhin zur Verfügung stellen. Es ist eher ein risikoreicher Weg, wenn der Pionier über seine Pensionierung hinaus in der Organisation mitarbeitet. In der Kirchlichen Gassenarbeit Luzern ist er dank des grossen gegenseitigen Respektes gelungen.

In der Differenzierungsphase

Unter Fridolin Wyss kam es zu einer weiteren Vergrösserung der Kirchlichen Gassenarbeit: Die aufsuchende Sozialarbeit und die Kontakt- und Anlaufstelle kamen dazu. Im Paradiesgässli wurden die Projekte Jugendberatung Listo und Listino Kids aufgebaut. Auch das Management wurde professioneller. Der Vorstand erarbeitete ein Leitbild und arbeitet seither zielorientiert basierend auf einem Strategiepapier, das periodisch ausgewertet und überarbeitet wird. Es wird möglichst klar zwischen strategischer und operativer Ebene unterschieden. Projekte werden von externen Fachleuten ausgewertet. Das Leitungsverständnis wurde von der basisdemokratischen Leitung, die der Grösse der Organisation nicht mehr angemessen war, zur partizipativen Leitung hin verändert. Die partizipative Leitung ist heute bei sozialen Institutionen der übliche Führungsstil. Die Abläufe wurden weiter geklärt. Das AKV-Prinzip (Aufgabe, Kompetenz und Verantwortung) wurde eingeführt. Für Projekte wie das Jugendlager wird

eine Ganzkostenrechnung erstellt. Mit der öffentlichen Hand werden Leistungsvereinbarungen abgeschlossen. Bei Bedarf werden externe Berater und Beraterinnen für Supervision, Fachberatung und Organisationsentwicklung zugezogen.

Durch die Differenzierung, die weitere Professionalisierung und die Zewo-Anerkennung hat die Kirchliche Gassenarbeit einen Level erreicht, dass sie aktiv auf Spenderinnen und Sponsoren zugehen kann. Ohne die vielen Spenderinnen und Spender könnte die Kirchliche Gassenarbeit nicht in einem so breiten Stil für die drogenabhängigen, armutsbetroffenen Menschen von Stadt und Region Luzern da und mit ihnen unterwegs sein. Kirchen oder staatliche Institutionen allein würden das kaum schaffen.

Andererseits ermöglicht die kirchliche Trägerschaft, dass aus eigenen Mitteln ein Seelsorger angestellt wird und so die drogenabhängigen Menschen auch geistlich und seelsorgerlich begleitet werden können. Suchtbetroffene Menschen haben in ihren Ausweglosigkeiten oft ein besonderes Sensorium für geistliche Fragen. Der Gassenseelsorger zeigt durch seine Präsenz und Arbeit, dass es der Kirchlichen Gassenarbeit um den Menschen und seine Würde vor Gott und vor den Menschen geht und dass zur professionellen Fachlichkeit immer auch menschliche Wärme und Spiritualität gehören.

Das ist für eine Organisation in der Differenzierungsphase besonders wichtig. Denn in dieser Phase droht das persönliche, nahe und warme Klima der Pionierphase distanzierter und kälter zu werden. Die Regelungsdichte kann zu gross werden. Der Mensch, um den es zuerst und zuletzt geht, kann in den Hintergrund treten. Das darf nicht geschehen.

Herausforderungen

1. Die Integrationsphase: Auch wenn in der Differenzierungsphase in den verschiedenen Betrieben vieles ähnlich oder gleich geregelt werden muss, brauchen diese genügend Spielraum, damit sie ein Eigenleben entwickeln können. Wahrscheinlich wird dieses Bedürfnis in nächster Zeit zunehmen. Dann meldet sich die Integrationsphase: Da ist es wichtig, frühzeitig und offen legitime Bedürfnisse aufzunehmen.

Fridolin Wyss ist sich dieser Thematik bewusst. Er führt die Betriebe schon jetzt wo immer möglich über Konzepte und Jahresziele und ist für sie bei Rückfragen da. Das ist durch das grosse Vertrauen in die Leitenden möglich.

Ein genügendes Eigenleben ermöglicht es den Betrieben, die für ihre Arbeit nötige Nähe zu den Klienten bei aller professionellen Distanz zu leben. Nur durch den nahen Bezug zu ihnen kann die Gassenarbeit mit ihnen unterwegs sein und eine seismografisch-prophetische Rolle für Stadt und Gesellschaft übernehmen.

2. Die Freiwilligen: In der Kirchlichen Gassenarbeit Luzern wurde die Arbeit schon recht früh professionell ausgebildeten Mitarbeitenden übertragen. Heute werden Freiwillige beim Kochen im Paradiesgässli und als Paten für Kinder von drogenabhängigen Eltern eingesetzt. Studierende der Hochschule für Pädagogik leisten im Paradiesgässli Hausaufgabenhilfe und ein Mann füllt Steuererklärungen aus. Fridolin Wyss nennt zwei Gründe, warum nicht mehr Freiwillige eingesetzt werden: Die Klientel der Kirchlichen Gassenarbeit ist oft auch psychisch beeinträchtigt. Das ruft nach Profis. Und im Kinderbereich ist der Einsatz von Freiwilligen aufgrund der Diskussionen über sexuelle Übergriffe wohl grundsätzlich zurückgegangen.

Was heisst das für die Kirchgemeinden, deren Mitglieder nicht Profis sind, wenn da ein wesentlicher Teil der diakonischen Arbeit der Kirchen Luzerns an Profis ausgegliedert wurde? Auf dem Platz Luzern sind auch andere von kirchlichen Kreisen initiierte Werke von dieser Entwicklung betroffen; zum Beispiel die Kinderkrippe Frohheim oder die Klinik St. Anna, um je ein reformiertes und ein katholisches Werk zu nennen. Christian Möller, der frühere Professor für praktische Theologie an der Universität Heidelberg, spricht in diesem Zusammenhang von „Entdiakonisierung“⁹ der Kirchgemeinden. – Es bringt nichts, diese Entwicklung zu bedauern. Wichtiger ist, sie zur Kenntnis zu nehmen. Vielleicht werden so Kräfte und Ressourcen der Kirchen frei, die in anderen Notlagen Pionierarbeit leisten können. Freiwillige sind oft bei neu aufbrechenden Situationen schneller und flexibler als Angestellte, für die zuerst Strukturen und Stellen geschaffen werden müssen.

Schön ist es, wenn Kirchgemeinden für solche Aufgaben schon in einem frühen Stadium auch Profis einsetzen, damit sie – wie Sepp Riedener es tat – vorangehen können.

Fazit

Ich habe versucht, als Theologe, Pfarrer, Organisationsberater und Vorstandsmitglied der Kirchlichen Gassenarbeit die Arbeit der Kirchlichen Gassenarbeit zu analysieren und zu würdigen: Die Kirchliche Gassenarbeit durchlief bisher die Pionier- und die Differenzierungsphase. Nun beginnt die Integrationsphase. Von allem Anfang an baute die Kirchliche Gassenarbeit Luzern fachliches Know-how und Professionalität aus. Sie arbeitete ökumenisch, suchte und pflegte Kooperationen mit anderen Partnern und arbeitete nicht nur *für*, sondern *mit* den drogenabhängigen Menschen. Das schafft den Suchtbetroffenen Würde und lässt die Kirchliche Gassenarbeit seismografisch am Puls der Szene bleiben und immer neu spüren, was nötig ist.

In Werken wie der Kirchlichen Gassenarbeit wird christlicher Glaube glaubwürdig und Kirche sichtbar. Kirche bricht auf, wo man es nicht erwartet: dort, wo Not gelindert wird und wo es nicht um Profilierung von Menschen oder Institutionen geht. In der Gemeindeentwicklung können wir uns auf das verlassen, was Hans Joachim Iwand 1937 sagte: „Die Kirche entsteht [...] von den Enden der Welt her, da, wo die Welt in ihrer Dunkelheit an dieses Licht stösst. [...] Kirche entsteht [...] gerade da, wo es scheinbar mit der Welt zu Ende geht“¹⁰.

Anmerkungen

- 1 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_Glasl [23.01.2016]. Dort findet sich auch das Verzeichnis seiner Werke.
- 2 Vgl. Hänni, Beat/Marti, Felix, Kirchgemeinde gemeinsam leiten und entwickeln. Impulse aus Theologie und Organisationsberatung, Luzern² 2011, 55–57.
- 3 Vgl. Wyss, Fridolin, Selbstverständnis des Vereins Kirchliche Gassenarbeit Luzern, 2.2.2 Professionell, in diesem Band.
- 4 Vgl. Wyss, Fridolin, Selbstverständnis des Vereins Kirchliche Gassenarbeit Luzern, 2.2.1 Partizipativ, in diesem Band.
- 5 Riedener, Sepp, in: Schwegler, Urban, Interview am 17.07.2015: Seelsorger Sepp Riedener: „Gassenarbeit ist das Flaggschiff der Kirchen“, auf: <https://www.kath.ch/newsd/seelsorger-sepp-riedener-gassenarbeit-ist-das-flaggschiff-der-kirchen/> [06.01.2016].

- 6 Wyss, Fridolin, Selbstverständnis des Vereins Kirchliche Gassenarbeit Luzern, 2.2.1 Partizipativ, in diesem Band.
- 7 Vgl. Hänni, Beat/Marti, Felix, Kirchgemeinde gemeinsam leiten und entwickeln. Impulse aus Theologie und Organisationsberatung, Luzern 2011, 50–53: Im Begriff der professionellen Organisation wird „professionell“ nicht im Sinn von „fachkompetent“ gebraucht wie im Artikel von Fridolin Wyss, 2.2.2 Professionell, sondern im Sinn von „mit ganzheitlichem Engagement und Überzeugung“ mit einer anderen Person arbeitend. Lehrer, Sozialarbeiter, Berater und Psychologen, Pfarrer, Psychiater usw. gehören zum Typ der professionellen Organisation.
- 8 Vgl. Hänni, Beat/Marti, Felix, Kirchgemeinde gemeinsam leiten und entwickeln. Impulse aus Theologie und Organisationsberatung, Luzern 2011, 50–53 und 182–185.
- 9 Möller, Christian, Lehre vom Gemeindeaufbau, Bd. 2, Göttingen 1990, 361.
- 10 Iwand, Hans Joachim, Gesetz und Evangelium (Nachgelassene Werke, Band IV), München 1964, 201.

Licht in der Schattenwelt¹

Fridolin Wyss

Schattenwelten in der Leuchtenstadt

Wer kennt sie nicht, die Leuchtenstadt Luzern? Sie ist äusserst attraktiv – anziehend. Das KKL zieht Menschen der Musik und Kultur an, die Kapellbrücke, die glitzernden Uhren und der Pilatus Touristen aus Nah und Fern, die Uni und die Fachhochschulen eifrige Studierende und die Fasnacht alle jene, die diese fünfte Jahreszeit in vollen Zügen geniessen wollen. Mit seiner Weihnachtsbeleuchtung zeigt sich Luzern als wahre Leuchtenstadt.

Wo viel Licht ist, gibt es auch Schatten. Eine solche Schattenwelt ist die Welt der Gassenarbeit. Im Jahr 2014 haben 575 verschiedene Personen die Kontakt- und Anlaufstelle – auch Fixerraum oder Fixerstübli genannt – benutzt, wo sie ihre selbst mitgebrachten Drogen unter fachlicher Aufsicht zu sich genommen haben. Im Paradiesgässli, der Anlaufstelle für ehemals und aktuell drogenabhängige Eltern mit ihren Kindern, werden rund 90 Familien mit etwa 150 Kindern und Jugendlichen betreut. In der GasseChuchi Luzern gehen täglich 100 Personen ein und aus. Insgesamt betreut der Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern mit ca. 50 Mitarbeitenden über 1200 Personen.

All diese Menschen stehen nicht im Rampenlicht, sondern am Rand der Gesellschaft. In ihrem Leben gibt es viel Dunkel: Perspektivlosigkeit, Armut, sexuellen Missbrauch, gescheiterte Beziehungen, Arbeitsplatzverlust, Obdachlosigkeit, Prostitution, gesellschaftliche und familiäre Ausgrenzung und eine Sucht, die ihre Sehnsüchte nicht wirklich stillt.

Wie gilt es, mit diesen Menschen aus christlicher und insbesondere franziskanischer Sicht umzugehen?

Jesus: Achtung schenken – in den Mittelpunkt stellen

Der Neutestamentler Walter Kirchschräger hält einige zentrale biblische Befunde fest: Jesus nimmt die Armen als Subjekte und nicht als Objekte wahr. Objekte werden behandelt. Subjekte sind Partnerinnen und Partner, die selber handeln und die von uns ihre Begleitung wünschen. Das Ziel der Sendung und Salbung

Jesu ist es, den Armen das Evangelium zu überbringen (Lk 4,18). Die Begegnung mit Christus ist ohne die Begegnung mit den Armen nicht möglich (Mt 25). Diese Aussagen zeigen deutlich auf, dass die Armen absolut im Fokus von Jesus stehen. Exemplarisch können wir dies mit dem biblischen „Zöllner- und Sündermahl“ (Mk 2,13–17) und mit der Heilung des Mannes mit der gelähmten Hand aufzeigen (Mk 3,1–6).

Jesus isst mit Zöllnern und Sündern. Für einen damaligen frommen Juden ein absoluter Skandal. Dieser Bibelabschnitt zeigt eindrücklich, dass Jesus mit Menschen, die in der damaligen Zeit verachtet und sozial ausgeschlossen waren, die intensivste Form der Kommunikation lebt, nämlich gemeinsam Mahl halten. Damit schenkt Jesus den Verachteten Achtung. Jesus outet sich als Freund der Verachteten.

Eine besondere Form der Achtung realisierte Jesus ausdrücklich in der Synagoge, als er am Sabbat den Mann mit der gelähmten Hand heilte (Mk 3,1–6). Der Mann, dessen rechte Hand gelähmt war, konnte keiner Arbeit nachgehen. Er war ein Arbeitsloser. Daher war er auf das „Betteln“ angewiesen. Er war durch das körperliche Handicap zu diesem unwürdigen Dienst verdammt. IV-Rente gab es noch nicht. Jesus sagt zu ihm, bevor er ihn heilt: „Stell dich in die Mitte!“ Der Mann, der am Rand der Gesellschaft in unwürdigen Verhältnissen lebte, gehört in die Mitte. Dieser Bibelabschnitt sagt uns: Stellt den randständigen Menschen in die Mitte.

Franziskus: der Aussätzigenkuss

Das Bild zeigt Franziskus, als er auf der Suche nach dem Sinn seines Lebens war. Als reicher Tuchhändler-Sohn reitet er hoch zu Ross aus. Er begegnet einem Aussätzigen, der ausserhalb der sicheren Stadtmauern den wilden Tieren ausgesetzt war. Aus Angst vor Ansteckung konnten Aussätzige damals nicht innerhalb der Stadt leben, nicht am gesellschaftlichen Leben teilnehmen. Franz begegnet also einem von ihnen, steigt vom hohen Ross herunter, gibt ihm den Bruderkuss und ein Geldstück. Begegnung auf Augenhöhe mit dem Aussätzigen, Randständigen, dem Ausgeschlossenen. Und danach sagte Franziskus: „Was mir früher bitter vorkam, wurde in Süssigkeit verwandelt.“ Dies scheint mir die zentrale „franziskanische Bewegung“ zu sein: vom hohen Ross heruntersteigen und auf Augenhöhe mit dem „Armen“ gehen.

Auch in der Gassenarbeit mache ich die Erfahrung, die Franziskus gemacht hat. Wenn ich eine Besucherin oder einen Besucher der GasseChuchi noch nicht kenne, sehe ich primär das Äussere des „Drogenabhängigen“, das eher abstoßend wirken kann – eben bitter. Komme ich mit diesem Menschen ins Gespräch, entdecke ich sein Leben, seine Lebensgeschichte, seine erlittenen Kränkungen und den Menschen. Ich mag ihn – eben süß.

Sowohl der Umgang Jesu mit den Armen als auch jener von Franziskus zeigen auf, dass beide Interesse an dem Menschen gezeigt haben. „Inter-esse“ – eine lateinische Wortwendung – heisst, dazwischen sein, sich einmischen in die Lebensgeschichte des Nächsten. Dies scheint mir das Fundament zu sein, um ein wenig Licht in die Schattenwelten zu bringen. Daraus entsteht die Achtung für die Verachteten. Daraus entsteht der Bruderkuss mit Ausgestossenen auf Augenhöhe.

Warum mögen sie Astrid? – Unsere Grundhaltung

Im Rahmen eines anstrengenden Organisationsentwicklungsprozesses erzählt unsere Mitarbeiterin Astrid, warum sie überhaupt in der GasseChuchi arbeitet: „Mich interessieren die Geschichten dieser Menschen.“ Dieses „Inter-esse“ erfahren unsere Besucherinnen und Besucher. Sie erleben die Begegnung auf Augenhöhe und erfahren Achtung und Anerkennung. Somit haben sie eine Ansprechpartnerin – franziskanisch „eine Schwester“ – der sie sich öffnen können und die sie schlichtweg gern haben.

Licht in die Schattenwelten bringen

Aufbauend auf dieser Grundhaltung bietet der Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern eine breite Palette von Dienstleistungen an: gesunder Ernährung in der GasseChuchi; Animationsprojekten wie der GasseZiitig, dem Fussballclub, Kunst von der Gasse und einem Cateringangebot, bei dem Besucherinnen und Besucher mitarbeiten können; medizinischer und hygienischer Grundversorgung durch Wundbehandlung, Spritzentausch, Duschmöglichkeit und Second-handkleider; Konsum von selber mitgebrachten Drogen in hygienisch sauberem und stressfreiem Kontext; Beratung und Einkommensverwaltung für sucht- und armutsbetroffene Menschen; Beratung und Anlaufstelle für ehemals und aktuell drogenabhängige Eltern mit ihren Kindern und aufsuchende Sozialarbeit, d. h.,

wir suchen die Menschen auf der Gasse auf. Mit all diesen Dienstleistungen bringen wir ein klein wenig Licht oder einen Lichtblick in das Leben dieser Menschen, wie dies ein Beispiel der aufsuchenden Sozialarbeit eindrücklich aufzeigt. Ein 18-jähriger Mann, der mit der aufsuchenden Sozialarbeit – auch Gassenarbeit genannt – in Kontakt kam, berichtet:

„Wie gesagt, ich war total verzweifelt. Ich hatte starke Entzugerserscheinungen und konnte daher nicht arbeiten gehen. Alles stand auf dem Spiel: meine Lehrstelle, meine Lehrabschlussprüfung, mein Verhältnis zur Familie. Ich habe mich dann oft mit meinem Gassenarbeiter getroffen und meine Situation mit ihm besprochen. Mir war es ein grosses Anliegen, dass niemand von meiner Sucht erfuhr. Dann hatten wir ein Dreiergespräch mit einer Mitarbeiterin vom Drop-in. Schliesslich haben sie mich ins Methadonprogramm aufgenommen ... Ich konnte nun wieder arbeiten. Mein Verhältnis zum Chef und zu meiner Mutter verbesserte sich augenblicklich. Ohne aufsuchende Sozialarbeit wäre ich vor die Hunde gegangen.“

Erfolg: Lehrabschluss mit der Note Fünf.

Licht in den Schattenwelten entdecken

Die Begegnungen auf Augenhöhe und die Grundhaltung der Achtung und des Interesses ermöglichen nicht nur, Licht in die Schattenwelten zu bringen, sondern Licht in den Schattenwelten zu entdecken. Auf den ersten Blick entdecken wir bei unseren drogenabhängigen Mitmenschen viel Leid, viele Probleme und Traurigkeit. Sind wir jedoch vertieft mit ihnen unterwegs, erkennen wir viele Stärken, Ressourcen, innovative Ideen und „Gfreuts“. Viele sind sehr feinfühlig, sensible und „gspürige“ Menschen. Vielleicht waren sie zu sensibel und konnten Schicksalsschläge nur mit der Flucht in die Drogen erdulden. Daher treffen wir unter ihnen Menschen, die Talente haben, Kunst zu kreieren, seien es Bilder, Skulpturen, Gedichte und andere Texte. Aufbauend auf diesen Stärken wurde die GasseZiitig gegründet oder das Projekt Kunst von der Gasse.

Ein Lichtblick in der GasseChuchi war ein Musik-Nachmittag. Profi-Musiker haben mit unseren Leuten in der GasseChuchi Musik gespielt. Unsere Leute – nicht selten mit südländischem Temperament – lebten auf und spielten mehrere Stunden mit. Ein Mitarbeiter fragte Marc, warum er in den letzten drei Stunden nicht konsumiert habe. Seine Antwort: „Das habe ich voll vergessen.“ Das ist ein wahrer Lichtblick.

Erleuchtung auch für uns selber

Zwei Klienten habe ich befragt, was sie glücklich mache.

Andy erzählt: kein Ärger mit den Ämtern, denn er komme mit seinem kleinen Budget aus, Freunde auch ausserhalb der Szene, die eigene kleine Wohnung und wenn er einen Hund eines Kollegen hüten dürfe. Was brauche ich, um glücklich zu sein? Da hätte ich wohl eine grössere „Glücksliste“. Andy macht mich, uns, darauf aufmerksam, dass man auch mit sehr wenig glücklich sein kann.

Sepp antwortet auf die Frage nach dem Glück: „Ich bin überhaupt nie mehr glücklich, seit die Kinder nicht mehr bei mir sind.“ Vor 18 Jahren erlebte er die Scheidung. Im selben Jahr verliert er den Job als Gipser und ihm wird der Autofahrausweis entzogen, weil er bekifft Auto gefahren ist. Dies alles hat ihn auf die Gasse gebracht, meint er heute. Seit er nicht mehr mit seinen Kindern sein Leben teilen kann, ist er nicht mehr glücklich. Das zeigt, wie sensibel Sepp ist. Das tiefe Glückselbst ist ihm abhandengekommen. Zwar macht er viele Sprüche mit seinen Kollegen. Und auch mit mir gibt es immer wieder ein Spässchen. Aber das ist für ihn noch nicht Glück. „Der einzige Moment, wo ich glücklich bin, ist dann, wenn ich gerade Drogen genommen habe“, sagt er zum Schluss. Sepp stellt uns die Frage: Was macht mich eigentlich zutiefst glücklich? Und: In welche Droge fliege ich, die mich nur ins Scheinglück führt?

Die Menschen in den Schattenwelten achten, sie in die Mitte stellen, sich für sie „inter-essieren“ und ihnen auf Augenhöhe begegnen, ermöglicht bereichernde Begegnungen; Begegnungen, die auch mir ein Licht aufgehen lassen.

Anmerkung

- 1 Dieser Artikel ist erschienen in: Tauzeit. Inspiration für franziskanisch Interessierte, Ausg. 64, 17. Jg., März 2015, 2–4.

Selbstverständnis des Vereins Kirchliche Gassenarbeit Luzern

Fridolin Wyss

Wie verstehen wir uns heute als Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern? Dieser Frage geht der Autor im folgenden Beitrag nach, der in zwei Kapitel gegliedert ist. „Was machen wir?“ und „Wie machen wir es?“ sind die zentralen Fragen, die die beiden Kapitel bilden. Implizit und explizit wird durch die Beantwortung dieser Fragen das Selbstverständnis aus der Sicht des Geschäftsleiters dargestellt.

Vorbemerkungen

Die Spiritualität, die mich für die Gassenarbeit motiviert und die mein Handeln prägt, wurde im Artikel „Licht in der Schattenwelt“ aufgezeigt.¹ Daher wird auf sie in diesem Artikel nicht näher eingegangen, sondern wird als Grundhaltung für das Selbstverständnis vorausgesetzt.

Jede Mitarbeiterin und jeder Mitarbeiter könnte wohl je einen eigenen Artikel über das Selbstverständnis des Vereins Kirchliche Gassenarbeit Luzern schreiben. Diese Artikel würden unterschiedlich ausfallen und wären aufgrund der eigenen Geschichte, der Profession und Position im Verein subjektiv geprägt. So ist auch mein Selbstverständnis subjektiv und von meiner Rolle als Geschäftsleiter geprägt.

Wir haben jedoch ein gemeinsames Leitbild, das unter Einbezug aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter entstanden ist. Ich berufe mich auf das gemeinsame Selbstverständnis, das im Leitbild festgehalten ist und beschreibe die für mich zentralen Stichworte aufgrund meiner achtjährigen Erfahrung als Geschäftsleiter, meiner theologischen und sozialarbeiterischen Prägung und dem Fachwissen in Sozialmanagement.

1 Was machen wir?

Zunächst soll konkret aufgezeigt werden, was wir machen. Der grössere Rahmen für dieses Handeln ist der Auftrag, der in einem ersten Abschnitt skizziert wird. Dann folgen unsere Angebote, die aufzeigen, was wir effektiv leisten. Zum Schluss fragen wir uns nach unserer Zukunft.

1.1 Unser Auftrag

Das Leitbild hält unter dem Titel „Auftrag“ fest:

„Im Rahmen der 4-Säulen-Drogenpolitik (Prävention, Therapie, Repression, Schadensminderung/Überlebenshilfe) initiiert und unterhält der Verein Betriebe im Bereich der Schadensminderung/Überlebenshilfe. Im Zentrum stehen medizinische Grundversorgung, gesunde Ernährung, psychosoziale Beratung, Hilfe zur individuellen Lebensbewältigung und seelsorgliche Begleitung. Der Verein nimmt die Bedürfnisse der Menschen, die von Sucht und Armut betroffen sind, als Seismograph wahr. Er setzt sich für Rahmenbedingungen ein, die die Partizipation dieser Menschen am gesellschaftlichen Leben ermöglichen.“²

Somit wird deutlich, dass wir im Rahmen der schweizerischen Drogenpolitik in der Säule Schadensminderung tätig sind. 2008 wurde mit der Revision des Betäubungsmittelgesetzes die Schadensminderung gesetzlich verankert. Tätig sind Organisationen in diesem Bereich seit den 80er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als die offenen Drogenszenen in den meisten grösseren Städten der Schweiz präsent waren.

Nicht selten haben sich kirchliche Organisationen in diesem Feld engagiert. In Bern wurde die kirchliche Gassenarbeit 1984 installiert. In Basel haben sich nicht nur, aber auch kirchliche Kreise für die erste Gassenküche 1989 eingesetzt. In Zürich engagierten sich Pfarrer Sieber und seine Werke und franziskanische Kreise.

Auch heute noch engagieren sich kirchliche Organisationen und Kreise in der Überlebenshilfe. Sie sind ergänzend zu staatlichen Stellen oder Vereinen, die primär von staatlichen Geldern leben, tätig oder unterstützen dieselben. In Luzern arbeiten in der Überlebenshilfe zwei Player: der Verein Jobdach und der Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern. Jobdach ist für die Themen Job, sprich

Arbeit, und Dach, sprich Wohnen, zuständig. In den anderen Themenfeldern engagiert sich der Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern. Mit ca. 50 Mitarbeitenden und einem Jahresumsatz von 4,3 Millionen Franken ist unser Verein fast doppelt so gross wie der Verein Jobdach. Es gibt keine Stadt in der Deutschschweiz, in der eine kirchliche Organisation ein derart zentraler Player in der Überlebenshilfe ist wie in Luzern.

Dadurch, dass der Verein von den Kirchen getragen ist, er explizit „Kirchliche Gassenarbeit“ heisst und Beiträge von den Kirchen erhält (Budget 2016: 13,2 % des Jahresumsatzes), ist er eine kirchliche Organisation, die sich als Teil der Diakonie versteht, wie es ausdrücklich im Leitbild heisst. Somit haben wir einerseits einen kirchlichen Auftrag und setzen andererseits eine gesetzlich verankerte Aufgabe des Staates um. Dies drückt sich auch darin aus, dass wir Leistungsvereinbarungen mit der öffentlichen Hand haben, durch die wir über die Hälfte unserer Gelder (Budget 2016: 52,1 % des Jahresumsatzes) generieren. Der Verein ist somit je länger, je mehr vom Staat abhängig. Trotzdem gehört zu unserem Selbstverständnis, dass wir auch eine gewisse Unabhängigkeit vom Staat haben. 30,7 % des Jahresumsatzes (1,33 Millionen Franken) generieren wir durch Spendengelder. Diese Finanzierung des Vereins prägt auch seine Identität. Er ist weder rein kirchlich noch rein staatlich noch rein „neutral“. Vielmehr ist es ein Miteinander von Kirche, Staat und Zivilgesellschaft. Diese breite Abstützung bewahrt uns vor der Abhängigkeit eines gesellschaftlichen Akteurs.

1.2 Unsere Angebote – unsere Betriebe

Der Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern führt fünf Betriebe, die such- und armutsbetroffenen Menschen unterschiedliche Angebote machen. Neben einem kurzen Beschrieb des Angebotes und der Zielgruppe wird das Spezifische der Betriebe hervorgehoben.

Team Gassenarbeit

Das Team Gassenarbeit ist eine Sozialberatungsstelle mit den Dienstleistungen Sozialberatung und Einkommensverwaltung. Sozialberatung wird zu den Themenfeldern Finanzen, Gesundheit, Alltagsbewältigung, eigene und externe Ressourcen angeboten.

Die freiwillige Einkommensverwaltung verwaltet das Einkommen der Klientinnen und Klienten, das meistens von der Sozialhilfe oder von einer Invalidenrente stammt, damit die Klientinnen und Klienten auch Ende Monat noch Geld für den Lebensunterhalt haben und damit die notwendigen Rechnungen wie Mietzins und Krankenkassenversicherung bezahlt werden. Somit wirkt die Einkommensverwaltung präventiv gegen Obdachlosigkeit und den Verlust des Krankenversicherungsschutzes.

Die Zielgruppe des Teams Gassenarbeit sind Menschen, die suchtbetroffen und somit auch armutsbetroffen oder armutsgefährdet sind. Die Suchtbetroffenheit bezieht sich ausschliesslich auf illegale Drogen, da für die legalen Drogen ein staatlicher Akteur in der Beratung tätig ist.

Wie alle unsere Angebote ist die Einkommensverwaltung freiwillig. Die Klientin oder der Klient entscheidet selber, ob sie oder er ihr oder sein Geld bei uns verwalten lassen will. Sie oder er hat jederzeit die Möglichkeit, die Einkommensverwaltung aufzulösen. Die Freiwilligkeit ist uns äusserst wichtig, weil die Klientin oder der Klient als aktives Subjekt im Zentrum steht.

Das Team Gassenarbeit hat sich seit Jahren mit dem lösungs- und kompetenzorientierten Beratungsansatz auseinandergesetzt. Eine Mitarbeiterin hat dazu eine fundierte Weiterbildung abgeschlossen, im Organisationsentwicklungsprozess 2009 wurde dieser Ansatz im Konzept verankert und der Leiter des Teams Gassenarbeit hat jüngst eine Masterarbeit in diesem Bereich geschrieben. Der Fokus dieses Ansatzes liegt auf den vorhandenen Ressourcen der Klientinnen und Klienten, richtet sich auf das Positive und auf Lösungen in der Zukunft aus. Nicht die beratende Person, sondern die Klientinnen und Klienten finden ihre Lösungen durch die Fragen, die die beratende Person im Gespräch stellt. Durch ein hohes theoretisches Fachwissen, das in der Praxis eingeübt wird, hat sich das Team Gassenarbeit zu einer professionellen Beratungsstelle mit dem lösungs- und kompetenzorientierten Ansatz entwickelt.

Das Team Gassenarbeit und das Paradiesgässli (siehe unten) gelten als Kompetenzzentrum für die Beratung von drogenabhängigen Menschen. Daher übertragen Gemeinden dem Team Gassenarbeit und dem Paradiesgässli mit Leistungsvereinbarungen die Ausführung der Einkommensverwaltung, die grundsätzlich ein rechtlich fixierter Gemeindeauftrag ist. Weil in den Sozialdiensten der Gemeinden jedoch weniger Kompetenzen im Umgang mit unserer Klientel vor-

handen sind, wird dieser Auftrag an unsere Beratungsstellen delegiert. Darin zeigt sich das Vertrauen der Gemeinden in unsere Arbeit.

„Unser Auftraggeber sind die Klientinnen und Klienten“, steht in den alten Konzepten. Aufgrund der Leistungsvereinbarungen werden auch die Gemeinden zu unseren Auftraggebern. Dies hat zur Folge, dass wir nicht nur die Interessen der Klientel, sondern auch jene der Gemeinden berücksichtigen müssen. Dieses Doppelmandat kann zu Interessenkonflikten führen. Da grundsätzlich die Gemeinden mehr Macht haben als die Klientinnen und Klienten, besteht die Gefahr, dass die Interessen der Gemeinden durchgesetzt werden. Weil wir anwaltschaftlich für die Klientinnen und Klienten eintreten, verleihen wir den Interessen der Klientinnen und Klienten die notwendige Wichtigkeit. Die Praxis zeigt, dass diese Interessenkonflikte mit kompetenten Partnerinnen und Partnern in den Gemeinden gütlich lösbar sind.

Aufsuchende Sozialarbeit

Mit der Arbeit auf der Gasse hat unser Verein begonnen.³ Unter Druck der Politik und der Polizei wurde die Tätigkeit in die Büros verlagert, wie die Ausführungen zum Team Gassenarbeit zeigen. Im Jahr 2009 hat der Verein sich entschieden, aufsuchende Sozialarbeit neu aufzubauen, um mit jenen Menschen in Kontakt kommen zu können, die den Weg in unsere Institutionen noch nicht gefunden haben.

Die Ziele der aufsuchenden Sozialarbeit sind:

- Die aufsuchende Sozialarbeit ist durch ihre regelmässige Präsenz an szenenrelevanten Orten in der Lage, bestehende Beziehungen zur Zielgruppe zu pflegen und neue Kontakte herzustellen.
- Die aufsuchende Sozialarbeit informiert die Zielgruppe über Dienstleistungen des Vereins Kirchliche Gassenarbeit und weitere Angebote und bietet weiterführende Sozialberatungen beim Team Gassenarbeit an.

Bewusst haben wir den Begriff „aufsuchende Gassenarbeit“ hinter uns gelassen und uns für den Namen „aufsuchende Sozialarbeit“ (aSa) entschieden. Im öffentlichen Raum sind nicht nur wir, sondern auch die SIP (Sicherheit Intervention Prävention), Mitarbeitende der Stadt, unterwegs. Die SIP hat nicht nur, aber auch einen ordnungspolitischen Auftrag. Die aSa hat diesen Auftrag nicht, sondern bietet professionelle Sozialarbeit im öffentlichen Raum an. Um die profes-

sionelle Sozialarbeit zu betonen, wurde der Begriff Gassenarbeit durch Sozialarbeit ersetzt.

Ein Fokus dieser Arbeit richtet sich auf die unter 25-jährigen Menschen, da sie den Zugang zu unseren Institutionen noch weniger haben als die älteren suchtbetroffenen Menschen. Weil sie sich oft als noch nicht so süchtig wahrnehmen, kommen sie nicht zu uns. Tatsächlich zeigt diese Arbeit Erfolge.⁴

Ein Team von ca. 10 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sind im aSa-Team aus Sicherheitsgründen stets zu zweit unterwegs. Im aSa-Team arbeiten Mitarbeitende aus dem Team Gassenarbeit, der GasseChuchi-K + A (Kontakt- und Anlaufstelle) und aus dem Paradiesgässli. Vereinsintern führte die Besetzung des aSa-Teams durch Mitarbeitende aus verschiedenen Betrieben zu einer Verstärkung der internen Zusammenarbeit, die die Identifikation mit dem gesamten Verein vertiefte.

GasseChuchi-K + A

Die GasseChuchi, gegründet 1986, ist einer der ältesten Betriebe in der Schadensminderung der Stadt Luzern mit den Hauptangeboten gesunde Ernährung und Aufenthaltsort. Die Kontakt- und Anlaufstelle (K + A) mit dem Hauptangebot Konsum von mitgebrachten Drogen unter hygienischen und stressfreien Bedingungen nahm ihre Tätigkeit über 20 Jahre später im Jahr 2007 auf. Bis 2014 waren es zwei selbstständige Betriebe mit unterschiedlichen Kulturen, jedoch an demselben Standort mit fast identischer Zielgruppe. Diese Nähe führte zu Überschneidungen, sodass die beiden Betriebe 2015 zu einem Betrieb zusammengeführt wurden.

Unter einem Dach erbringt der fusionierte Betrieb nun eine Vielfalt von Dienstleistungen: gesunder Ernährung: Frühstück, Mittagessen und Früchte; Mitarbeit in der GasseChuchi: beim Vorbereiten des Mittagessens, beim Abwaschen und bei der Reinigung; Ort der Begegnung und des Austausches: Klientinnen und Klienten können sich täglich von 9.30 Uhr bis 16.30 Uhr in der GasseChuchi aufhalten; Beratung: Beratung in Alltagsfragen, Standortgespräche und Sozialberatung durch die aufsuchende Sozialarbeit; Animation: Die Klientinnen und Klienten werden ermutigt, sich in den folgenden Projekten aktiv einzubringen: Sportprojekt, Schreiben von Beiträgen für die GasseZiitig und Verkauf derselben, Jassen, Pingpong-Spiel, Billard, Tisch-Fussball, Kunst von der Gasse und GasseMusik; Mitarbeit im Catering „öffentlich-genüsslich“: Dekorieren der

Räume, Vorbereiten der Speisen, Servieren und Abwaschen; Konsum von mitgebrachten Drogen unter hygienischen und stressfreien Bedingungen: in einem Raum, in dem intravenös gespritzt wird, am Sniffer-Tisch und im Raucherraum; Spritzentausch: Abgabe von sauberen Spritzen und fachgerechte Entsorgung von gebrauchtem Spritzenmaterial; medizinischer Beratung und Versorgung: durch Fachpersonal im Behandlungsraum; Kleidertausch: alte Kleider können abgegeben werden und Secondhandkleider bezogen werden; Waschen und Flickern der eigenen Kleider und Duschen.

Zielgruppe: Die Kontakt- und Anlaufstelle ist explizit für Menschen da, die illegale Drogen konsumieren. Die GasseChuchi wäre an sich für alle randständigen Menschen offen. Bei nicht drogenkonsumierenden Menschen wird intensiv abgeklärt, ob der Kontakt mit drogenabhängigen Menschen für sie eine Gefährdung bedeutet. Alle Klientinnen und Klienten werden nur zugelassen, wenn sie registriert sind.

Unsere Klientinnen und Klienten sind „nicht einfach Drögel“, sondern Menschen, die drogenabhängig sind. Sie haben trotz ihrer Sucht verschiedene Ressourcen und Interessen. Daher bieten wir ihnen verschiedene Aktivitäten an. Somit erfahren sie, dass sie sich positiv einbringen und mitgestalten können. Diese Erfahrung steigert ihr Selbstwertgefühl.

Die sogenannte „akzeptierende Haltung“ war ein zentrales Credo in der Schadensminderung. Sie bedeutet, dass die Betreuenden akzeptieren, dass die Klientinnen und Klienten zurzeit nicht aus der Sucht aussteigen können. Diese Haltung läuft jedoch Gefahr, das Suchtverhalten zu zementieren. Neu hält die entwicklungsorientierte Haltung, die aus dem Bereich der Therapie stammt, auch in der Schadensminderung Einzug. Diese Haltung beabsichtigt, mit den Klientinnen und Klienten eine Entwicklung anzustreben. Das Ziel in der Überlebenshilfe ist weiterhin nicht die vollständige Abstinenz, aber eine Entwicklung, die den Schaden, den sich die Klientinnen und Klienten zufügen, mindert. Diese entwicklungsorientierte Haltung führt dazu, dass wir Standortgespräche mit allen Klientinnen und Klienten führen. Für die über 25-Jährigen finden jährlich zwei Standortgespräche statt und für die unter 25-Jährigen jeweils vier Gespräche. Mit diesen Gesprächen verfolgen wir das Ziel, dass sich die Klientinnen und Klienten damit auseinandersetzen, wohin sie in naher Zukunft gehen wollen. Mit der Intensivierung der Gespräche mit den unter 25-Jährigen erhoffen wir uns, dass sie regelmässig die Dienstleistung Sozialberatung des Teams Gassenarbeit in Anspruch nehmen. In diesem Punkt hat sich das Selbstverständnis

der Gassenarbeit im Vergleich zu den Anfängen geändert. Die Klientinnen und Klienten sind verpflichtet, an den Standortgesprächen teilzunehmen. Sind sie dazu nicht bereit, wird ihnen der Eintritt in die Institution verweigert. Deutlicher als früher geben wir den Klientinnen und Klienten Leitplanken. Etwas zugespitzt könnte man sagen: „Wir schauen nicht einfach nur zu und machen Angebote, wir fordern auch etwas.“ In der Fachwelt hat sich die Erkenntnis etabliert, dass drogenabhängige Menschen, die kaum Strukturen haben und somit haltlos sind, klare Strukturen brauchen. Die Erfahrung zeigt, dass sie sich an Strukturen halten können und dafür – wenigstens zum Teil – dankbar sind, weil sie die Strukturen als Hilfestellung erleben.

Organisationen sind derart zu bauen, dass sie möglichst effizient ihre Ziele erreichen können. Die beiden selbstständigen Betriebe GasseChuchi und Kontakt- und Anlaufstelle am selben Ort mit der beinahe identischen Zielgruppe führte dazu, dass beide Betriebe zum Teil dieselben Dienstleistungen derselben Klientel anboten. In ihrem Kernauftrag konnten sich die Betriebe klar abgrenzen. Die GasseChuchi ist für die gesunde Ernährung und das Angebot Aufenthaltsort und die Kontakt- und Anlaufstelle für den hygienischen und stressfreien Konsum der Drogen zuständig. Beide Betriebe boten jedoch auch Beratung in Alltagsfragen an und hatten einen eigenen Aufenthaltsraum. Dies führte zu Überschneidungen, konkurrenzierendem Verhalten und somit zu Konflikten zwischen den beiden Betrieben. Ein weiteres Konfliktpotenzial lag in der unterschiedlichen Kultur. Die Kontakt- und Anlaufstelle war geprägt von Pflegefachpersonen, denen aufgrund ihrer Berufserfahrung im Spital eine sehr strukturierte und hierarchische Kultur eigen war. Die Mitarbeitenden der GasseChuchi, die zum Teil bereits zehn bis fünfzehn Jahre in der GasseChuchi arbeiten, waren von einer wenig strukturierten und sehr basisdemokratischen Kultur geprägt. Diese Analyse zeigt eindeutig, dass wir ein strukturelles Problem haben, das es zu lösen gilt. Derart unterschiedliche Teams zusammenzuführen, ist jedoch eine Herausforderung, die von Verlustängsten, Abwehrhaltungen und Unzufriedenheiten geprägt ist. In dieser Situation haben die Verantwortlichen der Organisation die Wahl, entweder die permanenten Reibungen und somit viel Energieverlust auf die Dauer hinzunehmen und dadurch das strukturelle Problem aufrechtzuerhalten oder die grosse Herausforderung der Zusammenführung im Bewusstsein, dass dies in einer ersten Phase Verlustängste, Abwehrhaltungen und Unzufriedenheiten provozieren wird, anzupacken. Geht man die Zusammenführung unter Einbezug der Mitarbeitenden jedoch an, kann davon ausgegangen werden, dass auf Dauer die Reibungen abnehmen werden und der Energiever-

lust schwinden wird. Der Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern hat sich für die Zusammenführung entschieden und den Prozess durch einen externen Organisationsentwickler begleiten lassen. Die Zusammenführung zeigt sichtbare Erfolge: die Konflikte und somit auch der Energieverlust sind verschwunden und die Klientel profitiert von klarer strukturierten Dienstleistungen. Klarer strukturiert hat jedoch auch zur Folge, dass das Angebot nicht mehr so niederschwellig ist. Der Prozess, dass die beiden ehemaligen Teams nun unter einer Leitung zu einem Team zusammenwachsen und gemeinsam eine Kultur entwickeln, wird noch ein paar Jahre dauern.

Paradiesgässli

In der GasseChuchi traf man drogenabhängige Mütter mit ihren Kleinkindern. „Das darf nicht sein“, wird mein Vorgänger Sepp Riedener gesagt haben. Daher öffnete das Paradiesgässli im Jahr 2000 seine Tore.⁵ Das Paradiesgässli ist eine Anlaufstelle für ehemals und aktuell suchtbetroffene Eltern mit ihren Kindern.

Das Paradiesgässli bietet den Eltern Sozialberatung, Einkommensverwaltung, einen Treffpunkt, sinnerfüllende Freizeitgestaltung und ein Sommerlager an. Mittwochs treffen sich Eltern mit Kindern im Paradiesgässli zum Mittagessen. Das Freizeitangebot am Mittwochnachmittag gibt den Eltern Impulse für eine sinnvolle Freizeitgestaltung mit ihren Kindern im Alltag. Nicht selten treffen sich mittwochs Eltern mit ihren Kindern, die während der Woche nicht bei ihnen wohnen. Diese Treffen ermöglichen zum Beispiel einem Vater, der intensiv in der GasseChuchi-K + A verkehrt, das Zusammensein mit seiner Tochter. Ohne Aufsicht von Fachpersonen wäre eine solche Begegnung nicht zulässig. Im Sommerlager nehmen primär Familien teil, deren Kinder fremdplatziert sind. In manchen Fällen dürften diese Eltern nicht eine ganze Woche mit den Kindern allein verbringen, da aufgrund der Sucht der Eltern das Kindeswohl nicht gewährleistet wäre. Die fachliche Begleitung unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter macht dies möglich. Viele Eltern könnten sich eine solche Ferienwoche auch finanziell schlichtweg nicht leisten. Ein ehemaliger Klient meint: „Kinder haben doch einfach das Recht auf solche Ferien. Das Paradiesgässli ermöglicht es.“

Da die Kinder der drogenabhängigen Eltern zu Jugendlichen mit ihren besonderen Bedürfnissen heranwachsen, wurde im Jahr 2007 die Jugendberatungsstelle Listo ins Leben gerufen. Hauptziel von Listo ist es, einen gelungenen Übergang

von der Schule in die Erwerbswelt zu ermöglichen. Bereits in der Oberstufe werden die Jugendlichen begleitet. Bei Bedarf wird ihnen Hausaufgabenhilfe angeboten und gegen Ende der Schulzeit werden sie in der Lehrstellensuche unterstützt. In den vergangenen fünf Jahren haben nach der Schule 90 Prozent eine Lehrstelle oder ein Brückenangebot gefunden. Es ist ein grosser Erfolg, dass ca. 90 Prozent der Jugendlichen von suchtbetroffenen Eltern eine Lehrstelle oder eine Übergangslösung gefunden haben.

Kaum hatte die Jugendberatung Listo ihre Arbeit aufgenommen, wurde man sich bewusst, dass die intensive Begleitung bereits in der frühen Kindheit beginnen muss. Im Jahr 2009 startete Listino Kids, um die Kleinsten möglichst früh fördern zu können. Das Hauptangebot von Listino Kids ist eine Art „Sozialpädagogische Familienbegleitung“, die sich seit den 90er-Jahren in der Schweiz etabliert hat. Unsere Mitarbeitenden gehen in die Familien und unterstützen die Eltern vor Ort in ihren Erziehungskompetenzen. Einerseits erfolgt dies mittels Gesprächen und andererseits wird ganz konkret angepackt und z. B. ein Ort kreiert, wo das Kind seine Hausaufgaben machen kann, oder gar ein Kinderzimmer eingerichtet. Ziel ist es, dass die Kinder einen guten Schulstart haben und während der Primarschulzeit die nötige Unterstützung erhalten. Am Montagnachmittag bietet Listino Kids eine Art Hort an mit dem Ziel, dass die Kinder ihre Sozialkompetenzen einüben können.

Erst in jüngster Zeit wurde das Thema „spezielle Unterstützung von Kindern und Jugendlichen, die bei suchtbetroffenen Eltern aufwachsen“ sehr aktuell. Der Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern hat in diesem Bereich Pionierarbeit geleistet. Bis heute gibt es in keiner Stadt der Deutschschweiz ein so breites Angebot für diese Zielgruppe wie in Luzern.

Nicht nur die aktuell suchtbetroffenen Eltern nutzen das Paradiesgässli, sondern auch ehemals Suchtbetroffene. Eine Mutter, die schon sehr lange clean ist, sagte: „Wenn ich das Paradiesgässli nicht hätte, wäre ich schon lange wieder in die Sucht geflüchtet.“ Diese nachhaltige Betreuung der Mutter ist für sie, ihre Töchter und inzwischen auch für ihre Grosskinder von zentraler Bedeutung.

Hier zeigt sich ein Teil unseres Selbstverständnisses: langjährige Beziehungen pflegen und langjährige Begleitung ermöglichen, um Rückfälle zu vermeiden.

Seelsorge

Die Seelsorge ist mit ihren 30 Stellenprozenten unser kleinster Betrieb. Unser Seelsorger führt primär Seelsorgegespräche, hält jährlich für 10 bis 20 Klientinnen und Klienten die Abdankungsfeiern in der GasseChuchi, begleitet die Trauerfamilien und gestaltet bei Bedarf die offizielle Beerdigung. Ein wichtiger Teil seiner Aufgabe sind auch die Weihnachtsfeiern in der GasseChuchi und dem Paradiesgässli.

Die Präsenz des Seelsorgers in der GasseChuchi ermöglicht es den Klientinnen und Klienten, sich mit ihm über Gott und die Welt zu unterhalten. Ist ein Seelsorger bei drogenabhängigen Menschen wirklich gefragt? Sicher sucht ein Teil unserer Klientel keinen Kontakt zu ihm. Wenn er jedoch in der GasseChuchi ist, steht er permanent im Gespräch mit Klientinnen und Klienten. Auch oder vielleicht gerade drogenabhängige Menschen, die sehr oft äusserst sensible Menschen sind, der Sinnfrage nachgehen und nachspüren, sind sehr dankbar für die Gespräche mit dem „Pfarrer“.

Gegen 80 Personen nehmen am Heiligabend an der Weihnachtsfeier in der GasseChuchi teil. Wenn diese Menschen in einer Familie oder mit Freunden feiern könnten, wären sie nicht hier. Sie sind an diesem emotionalen Fest allein. Auch wenn nur ein kleiner Teil von ihnen an der offiziellen religiösen Feier teilnimmt, so ist die Präsenz des Seelsorgers am ganzen Abend bei einem wunderbaren Essen und im Beisammensein absolut zentral. Wie damals Jesus beim Zöllner- und Sündermahl⁶ leben der Seelsorger und die anderen Mitarbeitenden diese Präsenz in der GasseChuchi.

Der Seelsorger predigt in den Pfarreien der Zentralschweiz, steht Religionsklassen, Firm- und Konfirmandengruppen und anderen religiösen Gruppierungen bei Führungen rund um die Gassenarbeit zur Verfügung und ist nicht selten von den Medien gefragt. In dieser Öffentlichkeitsarbeit sensibilisiert er kirchliche Kreise für die Option für die Armen und für die Not von drogenabhängigen Menschen, die mitten unter uns leben.

1.3 Unsere Zukunft?

In der Gassenarbeit stellen wir erfreulicherweise fest, dass der Konsum von Heroin und das Fixen – sprich sich die Drogen intravenös spritzen – abnehmen. Die illegale Droge Kokain ist eher salonfähig geworden, wird mehr oder weni-

ger kontrolliert in unterschiedlichen gesellschaftlichen Kreisen konsumiert und ist in Clubs und an Partys omnipräsent. Insofern stellen wir eine zweifache Verschiebung im Drogenkonsum fest: weniger Heroin, das sehr schnell abhängig macht, und weniger Konsum mit der Nadel (intravenös). Im Trend sind die Substanzen Kokain, diverse Medikamente und Partydrogen und die Konsumformen Rauchen und Sniffen. Daher stellt sich für uns die Frage, ob wir uns in Zukunft nicht stärker in der Party- und Clubszene bei den sogenannten „Freizeitkonsumenten“ engagieren werden. In den Städten Bern und Zürich ist die Schadensminderung bereits in diesem Feld aktiv mit Drug-Checking-Angeboten. Die EKDF (Eidgenössische Kommission für Drogenfragen) ruft im Dezember 2015 in einem Positionspapier Kantone und Städte auf, „eigene Drug Checking-Angebote zu entwickeln und zu etablieren.“⁷

Die neusten Zahlen der Kontakt- und Anlaufstelle zeigen, dass die intravenös konsumierenden Klientinnen und Klienten auf tieferem Niveau als früher stabil bleiben, nachdem die Zahlen in den letzten Jahren stark rückläufig waren. Dies würde bedeuten, dass wir uns auch in Zukunft im „bisherigen Tätigkeitsfeld“ engagieren müssen.

Diese Trends müssen insofern relativiert werden, als dass niemand weiss, wie die Situation in fünf Jahren aussehen wird.

Um adäquate Angebote für die Zukunft realisieren zu können, sind innovative Mitarbeitende mit offenen Augen, detaillierte Bedarfsanalysen, der Fachaustausch mit dem nationalen Fachverband Sucht und die Zusammenarbeit mit den Behörden vor Ort unabdingbar.

2 Wie machen wir es?

Durch die konkreten Angebote wurde bereits deutlich, dass der Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern hinter dem „Was machen wir?“ auf ein „Wie machen wir es?“, auf Arbeitsprinzipien, baut. In diesem Abschnitt sollen diese Arbeitsprinzipien verdeutlicht werden. Darauf folgt die Erläuterung von drei P-Adjektiven, die meines Erachtens in der heutigen Phase des Vereins sehr zentral sind.

2.1 Unsere Arbeitsprinzipien

Das Leitbild umschreibt die Arbeitsprinzipien wie folgt:

- „Wir sind
- zielorientiert: Wir arbeiten in unseren Betrieben nach vereinbarten Zielen und verbessern unsere Arbeit durch Qualitätsmanagement.
- fachlich kompetent: Wir setzen auf hohe Fachkompetenz im Umgang mit sucht- und armutsbetroffenen Menschen.
- politisch: Wir tragen mit unserer Öffentlichkeitsarbeit die Lebenssituationen der Betroffenen ins Bewusstsein der Gesellschaft.

Wir arbeiten mit unseren Klientinnen und Klienten

- niederschwellig: Wir bieten niederschwellige Anlaufstellen an, die bedarfsgerecht auf unsere Klientinnen und Klienten eingehen und deren Lebensqualität verbessern.
- lösungs- und ressourcenorientiert: Wir stärken die Eigenverantwortung und die individuellen Ressourcen unserer Klientinnen und Klienten.
- anwaltschaftlich und parteilich: Wir vertreten ihre Interessen und ergreifen Partei für sie.

Wir fördern

- die fachliche Kompetenz der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter durch regelmässige Weiterbildung und Supervision.
- die Zufriedenheit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit fairen und familienfreundlichen Anstellungs- und Arbeitsbedingungen.
- den Einbezug der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in die Entscheidungsprozesse durch einen partizipativen Führungsstil.“⁸

Auf diese einzelnen Stichworte könnte vertieft eingegangen werden. Ich beschränke mich jedoch auf die drei Begriffe partizipativ, professionell und politisch, weil sie meines Erachtens für eine innovative und zukunftsfähige Organisation fundamental sind.

2.2 Fundamental für eine zukunftsfähige Organisation – die drei P-Adjektive

2.2.1 Partizipativ

Partizipativ scheint das Adjektiv zu sein, das verschiedene, wenn nicht alle Beziehungen innerhalb der Organisation prägt. Das Wort bedeutet „teilnehmend“. Das Engagement des Vereins Kirchliche Gassenarbeit Luzern hat letztlich das Ziel, dass unsere Klientinnen und Klienten so gut wie möglich am gesellschaft-

lichen Leben partizipieren können. Partizipation versus Isolation wäre ein geeigneter Slogan für unseren Verein. Die Partizipation hat das Ziel, die vollständige Exklusion zu vermeiden und eine möglichst starke Inklusion anzustreben.

Diese Grundhaltung der Partizipation durchdringt die gesamte Organisation, die Arbeit mit den Klientinnen und Klienten und den Führungsstil. Inkongruent wäre die Forderung nach Partizipation der Klientel in der Gesellschaft, wenn der Verein selber die Klientel von oben herab bevormundend und die Mitarbeitenden von Entscheidungsprozessen ausschliessend isolieren würde. Daher ist die Partizipation aller Beteiligten das zentrale Credo.

In der Arbeit mit unseren Klientinnen und Klienten beabsichtigen wir, dass sie teilnehmend an der Suche ihrer Zukunftsperspektiven sind, wie beim lösungs- und kompetenzorientierten Ansatz des Teams Gassenarbeit aufgezeigt wurde. Mit ihnen zusammen fixieren wir die von ihnen formulierten Ziele. Wir sind nicht *für* die Klientinnen und Klienten da, sondern *mit* ihnen unterstützend auf Augenhöhe unterwegs. Auf diese Weise ist die GasseZitig entstanden: auf Initiative der Klientel gemeinsam ein Produkt entwickeln. In Zukunft werden wir noch verstärkt in der GasseChuchi-K + A zusammen mit den Klientinnen und Klienten neue Angebote entwickeln. Ziel ist es, dass es ihre Angebote sind. Ihre innovativen Ideen gilt es, aufzunehmen und mit ihnen weiterzuentwickeln.

Der partizipative Führungsstil bedeutet, dass die Mitarbeitenden an den Entscheidungsprozessen teilnehmen und ihre innovativen Ideen einbringen können. Die Entscheidungskompetenz liegt jedoch bei der Führungskraft. Dieser Führungsstil grenzt sich somit vom basisdemokratischen Führungsstil ab, bei dem die Mitarbeitenden miteinander entscheiden.

In unserer Praxis zeigt sich, dass der partizipative Führungsstil in den allermeisten Situationen dazu führt, dass die Mitarbeitenden miteinander Lösungsvorschläge suchen, sich auf einen Lösungsvorschlag einigen und die Führungskraft sich für diesen Vorschlag entscheidet. Ein anderer möglicher Führungsstil, der dem partizipativen sehr nahe zu sein scheint und in sozialen Institutionen heute nicht selten Einzug hält, ist der kooperative Führungsstil. Die Mitarbeitenden bezieht er weniger ein, ist aber keineswegs bereits absolut hierarchisch. Er sieht vor, dass die Führungskraft einen Vorschlag unterbreitet, zu dem die Mitarbeitenden ihre Meinungen äussern können. Am Schluss entscheidet analog zum partizipativen Führungsstil unter Berücksichtigung der Meinung der Mitarbeitenden die Führungskraft. Der zentrale Nachteil des kooperativen Führungsstils

gegenüber dem partizipativen liegt meines Erachtens darin, dass durch den präsentierten Lösungsvorschlag der Führungskraft das Denken der Mitarbeitenden auf diesen Vorschlag fixiert und somit eingeengt wird. Die Mitarbeitenden werden nicht herausgefordert, eigene innovative Lösungsvorschläge zu kreieren. Somit wird die Innovation der Mitarbeitenden zum Vornherein blockiert und kann nicht gewinnbringend für die Organisation genutzt werden. Diese gewinnbringende Innovation ist meines Erachtens unabdingbar für eine zukunftsfähige Organisation.

2.2.2 Professionell

Zweimal kommt im Leitbild der Ausdruck „fachlich kompetent“ vor: „Wir sind fachlich kompetent: Wir setzen auf hohe Fachkompetenz im Umgang mit sucht- und armutsbetroffenen Menschen.“ Um diesen Zustand aufrechterhalten zu können, ist die zweite Aussage bezüglich Fachkompetenz notwendig: „Wir fördern die fachliche Kompetenz der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter durch regelmässige Weiterbildung und Supervision.“

Unsere Fachkompetenz zeigt sich u. a. darin, dass in den vergangenen Jahren sowohl das Paradiesgässli als auch die aufsuchende Sozialarbeit in der Fachzeitschrift Sucht Magazin einen Fachartikel publiziert haben. Das Paradiesgässli hat sich sehr intensiv zusammen mit der Fachhochschule für Soziale Arbeit Luzern mit der Thematik „Resilienz“ auseinandergesetzt. Die Resilienz ist die Widerstandsfähigkeit, die ein Mensch entwickeln kann, auch wenn er in problematischen Situationen aufwächst. Diese Resilienz gilt es, bei den Kindern und Jugendlichen von suchtbetroffenen Eltern zu fördern. Der Betrieb Team Gassenarbeit, wie bereits oben erwähnt, wächst zu einem Kompetenzzentrum zum lösungs- und kompetenzorientierten Beratungsansatz heran. Die aufsuchende Sozialarbeit hat bei der Erarbeitung der schweizerischen „CHARTA DER AUFSUCHENDEN SOZIALARBEIT“ entscheidend mitgewirkt. Fachliche Kompetenz eignet sich unsere Organisation auch dadurch an, dass sie im regelmässigen Fachaustausch mit dem nationalen Fachverband Sucht ist. Hier werden neue Trends und Erkenntnisse präsentiert und reflektiert.

Neben dem Fachwissen der Mitarbeitenden an der Basis ist heute auch Fachwissen bei den Führungskräften in Managements- und Organisationsentwicklungsfragen unabdingbar. All unsere Führungskräfte haben heute entsprechend

fundierte Weiterbildungen absolviert oder bringen eine langjährige Erfahrung in diesen Bereichen mit.

Die fachliche Kompetenz kann nur weiterentwickelt werden, wenn die Mitarbeitenden bereit sind, fundierte Weiterbildung z. B. in Form eines CAS (Certificate of Advanced Studies) zu absolvieren und ihre neuen Erkenntnisse in die Organisation einfliessen zu lassen. Dies erfordert von der Organisation die Offenheit, neue Erkenntnisse und Ideen aufzunehmen. Nicht selten verhalten sich langjährige Mitarbeitende resistent gegenüber neuen Ideen und verweisen auf die altbewährten Pfade. Bleibt eine Organisation permanent auf den altbewährten Pfaden, so ist sie meines Erachtens auf dem Weg in die Sackgasse. Eine zukunftsfähige Organisation jedoch muss eine lebendige Organisation bleiben, die permanent im Wandel ist und sich weiterentwickelt.

2.2.3 Politisch

Das Leitbild bekennt sich zu einem politischen Engagement: „Wir sind politisch: Wir tragen mit unserer Öffentlichkeitsarbeit die Lebenssituationen der Betroffenen ins Bewusstsein der Gesellschaft.“

Die GasseZiitig ist das Sprachrohr der Klientinnen und Klienten in die Gesellschaft hinein. Dreimal jährlich erscheint sie mit einer Auflage von jeweils 10 000 Exemplaren. In einer Stadt Luzern mit ca. 70 000 Einwohnern ist es erstaunlich, dass die 10 000 Exemplare durch die Klientinnen und Klienten verkauft werden können. Mit der GasseZiitig wird die Gesellschaft für die Anliegen von sucht- und armutsbetroffenen Menschen sensibilisiert und mit gesellschaftskritischen Äusserungen der Klientel konfrontiert. Selbst die Präsenz der Verkäuferinnen und Verkäufer in der „Leuchtenstadt“ Luzern macht deutlich, dass in Luzern auch Menschen leben, die auf der Schattenseite stehen.

Jährlich führt der Verein für Schulklassen, Firm- oder Konfirmandengruppen, Vereine und andere Gruppen zwischen 70 und 80 Informationsveranstaltungen durch. Wir erreichen damit pro Jahr ca. 1400 Personen, die von Mitarbeitenden des Vereins über das Gassenleben und die Gassenarbeit informiert werden. Zusätzlich führt unser Informationsbeauftragter jährlich ca. 25 Interviews. Pro Jahr berichten die Medien zehn- bis zwanzigmal über Aktivitäten des Vereins.

Sowohl der Seelsorger als auch der Geschäftsleiter predigen regelmässig in Kirchen der gesamten Zentralschweiz. Oft staunen die Gläubigen darüber, dass

es heute überhaupt noch ein „Drogenproblem“ gibt und dass eine kirchliche Organisation ein vielfältiges Angebot zur Verfügung stellt. Zwar stellen wir in den Predigten keine konkreten politischen Forderungen, aber wir sensibilisieren die Gläubigen für eine soziale Herausforderung, die nach Solidarität ruft.

Wie die Grussworte in diesem Buch zeigen, ist der Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern in sehr enger Kooperation mit den politischen Behörden. Wir erachten es als unsere Pflicht, die Anliegen der Klientinnen und Klienten in diese Gremien zu tragen. Im Vergleich zu den Anfängen hat sich die Zusammenarbeit mit der Polizei radikal geändert. In koordinierter Zusammenarbeit suchen wir gemeinsam nach Lösungen zum Wohl unserer Klientel und der Bevölkerung. Es war ein ergreifender Moment, als der Chef der Sicherheitspolizei der Stadt Luzern in der GasseChuchi das Wort an die Klientinnen und Klienten richtete und dafür einen grossen Applaus erntete. Danach konnte er das Mittagessen im Gespräch mit einem Klienten geniessen, mit dem er in seiner Kindheit Fussball gespielt hat.

Konkrete politische Forderungen stellte der Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern in jüngster Zeit eher selten. Einerseits ist er grundsätzlich zurückhaltend in diesem Bereich und andererseits gab es seit der Abstimmung zur Revision des Betäubungsmittelgesetzes 2008 keine grossen drogenpolitischen Debatten.

Schlusswort

Der Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern ist an erster Stelle ein Garant für eine professionelle Unterstützung und Begleitung von sucht- und armutsbetroffenen Menschen.

Der Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern ist eine Initiative der Kirchen, wird von ihnen getragen und nimmt mit der Seelsorge den sucht- und armutsbetroffenen Menschen auch als sinnsuchenden Menschen ernst.

Der Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern ist ein zentraler professioneller Player im Sozialbereich in Kooperation mit der öffentlichen Hand.

Der Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern ist eine soziale Organisation, die durch Partizipation aller Mitarbeitenden sich innovativ und kreativ weiterentwickelt.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Wyss, Fridolin, Licht in der Schattenwelt, in diesem Band.
- 2 Studer-Merke, Ute/Akermann, Martina, Leitbild vom März 2011.
- 3 Vgl. Riedener, Sepp, Chronologie der Gassenarbeit, in diesem Band.
- 4 Vgl. Wyss, Fridolin, Licht in der Schattenwelt, in diesem Band.
- 5 Vgl. Riedener, Sepp, Chronologie der Gassenarbeit, in diesem Band.
- 6 Vgl. Wyss, Fridolin, Licht in der Schattenwelt, in diesem Band.
- 7 Bundesamt für Gesundheit BAG, Eidgenössische Kommission für Drogenfragen (EKDF), auf:
www.bag.admin.ch/themen/drogen/00042/00624/00625/00791/index.html?lang=de [26.02.2016]. Hier Drug Checking – Positionspapier der EKDF, gültig ab 30.12.2015.
- 8 Studer-Merke, Ute/Akermann, Martina, Leitbild vom März 2011.

3 Kirchliche Gassenarbeit – ihr Beitrag für die Gesellschaft

30 Jahre Gassenarbeit: „Ach, bleibt so klug ...“

Ueli Mäder

30 Jahre Gassenarbeit in Luzern. Was für ein Erfahrungsschatz. Was für eine Leistung. Ich freue mich mit Ihnen und gratuliere Ihnen. Auch zum stimmigen Titel des Jubiläums: „Ausser Rand und Stand“. Ich sage gerne etwas dazu.

Vor ein paar Tagen googelte ich „Ausser Rand und Stand“ und bekam als Antwort die Frage „Ausser Rand und Band?“. Und dann folgte gleich der Verweis auf die 1968er-Revolution. Eigentlich sinnig. Sie ist nun schon bald ein halbes Jahrhundert alt, die 68er-Revolution. Sie hat aber die Gassenarbeit nachhaltig mit initiiert. Und zwar im Rahmen einer Gemeinwesenarbeit (GWA), die – über die Arbeit mit Einzelnen und Gruppen hinaus – mehr projektorientiert auf öffentliche Strukturen einwirken will. Zum Beispiel mit einer aufsuchenden Sozialarbeit, zu der die Gassenarbeit gehört.

Die Gassenarbeit interessiert sich für die soziale „Randständigkeit“, die viel von dem ausdrückt, was sich inmitten der Gesellschaft tut. Das macht das Abwegige so zentral. Und damit sind nun schon drei Bereiche angesprochen, die mir wichtig sind: erstens 1968, zweitens die GWA und drittens die Gassenarbeit. Hinzu kommt viertens eine weitere Assoziation zum Ausspruch „Ausser Rand und Band“, nämlich der Begriff Stand. Er taucht sonst mehr analytisch auf. Etwa im Titel: „Jenseits von Klasse und Stand“.¹ Ulrich Beck verfasste dazu einen Aufsatz. Dazu später mehr. Ich beginne nun mit 1968 und komme dann über die Gemeinwesen- und Gassenarbeit auf Ulrich Beck und die Frage, ob wir heute tatsächlich weder Klassen noch Stände haben, zurück. Von dieser Frage und unseren Antworten hängt nämlich auch der Stellenwert ab, den wir der Gassenarbeit einräumen.

Ein Befund

Drei Graffiti erinnern mich an die 1968er-Revolution. Erstens: „Die Utopie ist ein Teil der Wirklichkeit.“ Zweitens: „Unter dem Pflaster der Stadt.“ Und drittens: „Soyez réalistes, demandez l'impossible.“ Diese Graffiti öffneten Horizonte. Auch in der Sozialen Arbeit. „Community workers“ engagierten sich anno 1968 dafür, gesellschaftliche Strukturen zu demokratisieren. Sie taten dies etwas eifrig und zuweilen darauf bedacht, sich selbst ein Denkmal zu setzen. Das diente dann als Vorwand, der Gemeinwesenarbeit die Flügel zu stützen, sie zu technologisieren und die Soziale Arbeit zu psychologisieren. Zur kulturellen Animation umfunktioniert, durfte die GWA da und dort gerade noch graue Betonbauten etwas farbiger gestalten. Aber soziale Teilhabe und Mitbestimmung gerieten ins Hintertreffen.

Nunmehr wissenschaftlich orientiert, was eigentlich erfreulich sein könnte, passte sich auch die Soziale Arbeit teilweise postmodern und systemkonform an. Sie vernachlässigte es, radikal partizipative Ansätze systematisch weiter zu kultivieren. In etwas abgehobenen Debatten galt zuweilen: Gut argumentiert, wer Luhmann zitiert! So liessen sich allerdings gegenüber andern Disziplinen keine Gefühle der Minderwertigkeit überwinden. Weder theoretisch noch methodisch. Im Gegenteil. Auch das empirische Imitieren imposanter, computer-gestützter Nonsens-Korrelationen dient eher der Unverbindlichkeit. So hindert sich die Soziale Arbeit selbst daran, eigene basisnahe Ansätze weiter zu fundieren. Neopositivistische Ansätze sind keine Alternative, um eigene normative Überhöhungen zu ersetzen. Die Soziale Arbeit tut gut daran, an ihre kritische Tradition anzuknüpfen und ihre sozialwissenschaftlichen Grundlagen methodologisch zu differenzieren. Die Reflexion der Gassenarbeit kann dazu beitragen. Soweit ein erster Befund. Er kommt etwas summarisch daher. Im Sinn einer (Arbeits-)These.

Anleitung zum Mächtigsein

Vor 100 Jahren kooperierte die Soziale Arbeit im rasant wachsenden Chicago mit den Gesellschaftswissenschaften, die sich allmählich etablierten und institutionalisierten. Es galt nämlich, brisante Probleme zu bewältigen. Gewaltige Migrationsströme kamen aus Übersee. Auch aus der Schweiz. Sie forderten die Gesellschaft heraus. Die Ölindustrie stellte Millionen an Dollar zur Verfügung, um die soziale Integration armutsgefährdeter und benachteiligter Bevölkerungs-

gruppen zu fördern. So entstanden interdisziplinär angelegte (Forschungs-)Projekte, die sich mit dem sozialen Wandel, der Stadtentwicklung und abweichendem Verhalten befassten. Die Diskurse verknüpften Theorie und Praxis, ebenso die quantitative und qualitative Sozialforschung. Originelle methodische Zugänge entstanden aus seismografischer Nähe und spezifischen Problemlagen.

Saul Alinsky initiierte beispielsweise Bürgerrechtsbewegungen. Er setzte sich für Marginalisierte ein, die in Slums lebten, und für Illegale, die aus Mexiko immigrierten. Immer wieder inhaftiert, publizierte er 1946 (anstelle der geplanten Dissertation) das Buch „Anleitung zum Mächtigsein“.² Alinsky postulierte darin, das Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Geht hinaus zu den Leuten, so lautete seine Botschaft, und setzt euch selbstbewusst für die Interessen der sogenannten Randständigen ein. Sein Buch galt einst als Bibel der Sozialen Arbeit. Lange Zeit vergriffen, ist es inzwischen neu aufgelegt. Ein aktuelles Graffiti erinnert an diese Tradition: „Wir scheitern nicht an den Niederlagen, die wir erleiden, sondern an den Auseinandersetzungen, die wir nicht wagen.“ Dieser Wandspruch ruft zu keiner neuen Omnipotenz auf. Er kontrastiert vielmehr eine Haltung, die in der Schweiz verbreitet ist. Wenn immer ein guter Vorschlag aufs Tapet kommt, finden wir gleich viele Gründe, um ja nicht handeln zu müssen. Wünschenswert wäre hingegen eine Kultur der Auseinandersetzung, die dazu anregt, Widersprüche offen anzugehen, Neues auszuprobieren und aus Fehlern zu lernen; ohne gleich alles über Bord zu werfen.

Oben und unten

In wichtigen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit verlagerte sich der Fokus von gesellschaftlichen zu scheinbar mehr individuellen Fragen. Wie bei der Konfliktforschung. Ältere Ansätze betonten beispielsweise strukturelle Ursachen der Gewalt. Neuere konzentrieren sich mehr darauf, vordergründige Konfliktstrukturen zu dekonstruieren und nochmals zu dekonstruieren. Sie verabschieden frühere Konzepte der Verteilungsgerechtigkeit und vertreten radikal konstruktivistische Sichten, die das Relative stark betonen. Sie verabschieden kritische Theorien, die einst vielversprechend und undogmatisch sozialistische Ansätze mit psychoanalytischen verknüpften. Moderne Strömungen wollen indes „normativ aufgeladene“ Ansätze „von emanzipatorischen Inhalten befreien“. Sie interessieren sich mehr für situative Dynamiken der Gewalt denn für Ursachen. Damit gerät auch das soziale Engagement etwas aus dem Blick, das

meines Erachtens kein Widerspruch zum (selbst-)reflexiven Denken ist. Ein Standpunkt ist ein Standpunkt in Bezug auf andere Standpunkte. Er ist eine „Wahrheit“ unter vielen „Wahrheiten“. Und er verlangt von seismografisch Tätigen, die eigene Sicht im Arbeitsfeld stets kritisch zu betrachten. Das hilft, sich behutsam und verstehend sozialen Realitäten anzunähern.

Ein Diskurswandel ist auch bezüglich der sozialen Ungleichheit feststellbar. Es geht dabei um die Verteilung von Wohlstand, Ansehen und Macht. Was einst als Grundwiderspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung diskutiert wurde, wird heute im sozialen Mainstream eher selten thematisiert. Der Blick verlagert sich von der vertikalen Ebene (oben und unten) zur horizontalen. Individualistische Modelle sozialer Milieus betonen die Lebensauffassung, den Lebensstil und die Wertorientierung. Die Lagen- und Milieuanalysen weisen gewiss auf wichtige Differenzierungen hin. Sie vernachlässigen aber die gesellschaftlichen Gegensätze, an der sich eine Kritische Soziale Arbeit zu orientieren hat, die widerständig konstruktiv ist und auch das einbezieht, was sich gesellschaftlich tut.

Paradigmenwechsel

Nach dem Zweiten Weltkrieg dominierte in der Schweiz ein politisch liberaler Kompromiss. Er harmonisierte das Verhältnis von Kapital und Arbeit. Der angestrebte soziale Ausgleich sollte den sozialen Zusammenhalt fördern und dem Arbeitsfrieden dienen. Breite Bevölkerungskreise konnten in dieser Zeit ihre materielle Lebenssituation verbessern. Der soziale Fahrstuhl fuhr für (fast) alle eine Etage nach oben. Die Beatles sangen: „It's getting better all the times.“ Kapital und Arbeit galten als gleichwertig. Seit Ende der 1980er-Jahre kommt indes ein anderes Verständnis stärker auf. Ein finanzgetriebener Wirtschaftsliberalismus verbreitet sich. Er nimmt rigoros an, der Markt bestimme den Wert der Arbeit. Dieses Credo überlagert hegemonial Konzepte der (rheinisch) sozialen Marktwirtschaft. So kommt eine neue Gläubigkeit auf. Sie ist stark (angelsächsisch) neoliberal indoktriniert und finanzgetrieben. Mit ihr verstärken sich gegenläufige Tendenzen, die auch die meisten sozialen Fragen ökonomisieren und den gesellschaftlichen Zusammenhalt strapazieren.

Eine Studentin berichtete mir kürzlich, wie sie kurz ihre Arbeit auf der Universitätsbibliothek unterbrach und dann auf dem Vorplatz einen älteren Mann am Boden liegen sah. Sie half ihm mit zwei Kommilitonen zusammen auf die Bei-

ne, führte ihn stützend zur nächsten Bank und alarmierte die Sanität. Aus einer klaffenden Kopfwunde strömte Blut. Nachdem der Mann erzählte, in welchem Pflegeheim er lebe, rief die Studentin dort an. Das Erste, was die Person, die den Hörer abnahm, dann sagte, war: „Oh, das kostet wieder viel Geld.“ Diese Reaktion symbolisiert wohl das Ökonomisieren unserer Gesellschaft. Aber was veränderte sich real?

Ich erwähne vier Entwicklungen: Erstens nimmt die strukturelle Erwerbslosigkeit in ganz Europa und teilweise auch in der Schweiz zu. Wenn Maschinen und Computer manuelle Arbeit ersetzen, könnte das zwar eine Chance sein und uns mehr Zeit und Geld bescheren; zumal die Produktivität steigt. Es hapert aber mit der Verteilung. Zweitens halten Teile der im Durchschnitt nominell steigenden Löhne mit den Lebenshaltungskosten kaum Schritt. Das führt vor allem zu erwerbstätigen Armen (Working Poor), die viel arbeiten und wenig verdienen. Drittens orientiert sich das System der sozialen Sicherheit einseitig an der Erwerbsarbeit. Es ignoriert neue Lebenslagen und Lebensstile. So geraten viele Alleinlebende, Alleinerziehende und Familien mit Kindern in Bedrängnis. Dies auch deshalb, weil die Schweiz laut Bundesamt für Sozialversicherung seit dem Jahr 2004 trotz enorm steigendem gesellschaftlichem Reichtum tendenziell weniger Anteile des Bruttoinlandproduktes für die soziale Sicherheit ausgibt.³ Viertens erhöht sich die soziale Kluft bei den privaten Vermögen. Und das politisch demokratische Korrektiv ist nur beschränkt in der Lage, die soziale Polarisierung zu verhindern. Soweit, angedeutet, problematische Trends, die den Paradigmenwechsel vom politisch liberalen Verständnis zum finanzliberalen dokumentieren. Aber wie kommt es dazu? Was steckt dahinter?

Ein wichtiger Faktor ist wohl das eigentlich erfreuliche Aufbrechen der Berliner Mauer 1989. Seither drängt das Kapital noch offensiver dorthin, wo es sich optimal vermehren lässt. Die forcierte Deregulierung und Liberalisierung lassen die Finanzmärkte weiter expandieren. Zuvor dienten Finanzinstitute mehr der Realwirtschaft. Mittlerweile dominiert das finanzliberale Regime die Realwirtschaft. Was zählt, sind die rasche Verwertung des Geldes und hohe Profite. Das finanzkapitalistische Verständnis verdrängt das politisch liberale. Diese Annahme benennt den Paradigmenwechsel von der sozialen zur (angelsächsisch) neoliberalen Marktwirtschaft. Das finanzliberale Regime forciert die Kapitalakkumulation und rationalisiert die Produktion. Es flexibilisiert die Arbeit und den Erlös und strapaziert die Gewinnmargen. Privatisierte öffentliche Unternehmen entsprechen immer mehr dieser Logik, die ebenfalls die Politik (und sogar das

Recht) beeinflusst. Sie trägt dazu bei, öffentlich-rechtliche Einrichtungen nach Markt- und Preismechanismen umzukrempeln. Ein neuer Geist des Kapitalismus kennzeichnet das finanzgetriebene Regime. Es ideologisiert die individuelle Freiheit und favorisiert eine Restrukturierung, die noch mehr Lasten auf jene abwälzt, die über keine Reserven verfügen. Das finanzgetriebene Verständnis akzeptiert extreme Kapitalgewinne und legitimiert soziale Gegensätze sowie die einseitige Verteilung von Macht und Besitz. Unter diesen Bedingungen lassen sich teilweise auch Rückschritte in der Sozialpädagogik und bei (sozial-)psychologischen Motivationskonzepten feststellen.

Handlungskonzepte

Mitte des 20. Jahrhunderts dominierten alte behavioristische Konzepte die schweizerische Bildungslandschaft und Sozialpädagogik. Sie gingen von Reiz-Reaktions-Schemata aus und prägten die Sozialisation. Man klopft den Leuten und vor allem den Kindern auf die Finger. Dann wissen sie, wo es langgeht. Dann spüren sie. Das war noch in den 1960er-Jahren eine verbreitete erzieherische Vorstellung. Schon im Kindergarten praktizierten Lehrerinnen dieses „Erfolgsrezept“. Sie griffen gerne und immer wieder zum Stock. Selbst wegen Nichtigkeiten. Ich weiss, wovon ich rede. Wer sich etwas vorwitzig verhielt, bekam bald einmal eine Tatze. Das änderte sich aber allmählich. Zum Glück. Lehrpersonen mussten nun endlich zumindest einen Grund angeben, wenn sie eine Strafe verhängten oder sonst etwas verordneten. Es genügte nun nicht mehr zu sagen: Es ist einfach so, weil es so ist und immer so war. Der sich abzeichnende Wandel erwies sich als wohltuende Öffnung. Und im Kontext der 1968er-Bewegung weiteten sich die Horizonte noch wesentlich mehr aus. Sie gerieten, laut Google, sogar „ausser Rand und Band“.

1956 publizierte Erich Fromm (1900–1980) bereits „Die Kunst des Liebens“.⁴ Später folgte „Haben oder Sein“.⁵ Der Sozialpsychologe hob darin die Bedeutung der Kompetenzmotivation hervor. Hört endlich damit auf, den Leuten vorzuhalten, was sie alles nicht können. Knüpft lieber an ihre Kompetenzen an, statt ihnen ständig ihre Defizite vor Augen zu führen. Stärkt die Stärken. So lautete die Botschaft. Und so öffneten sich geistige Welten. Heute deuten sich indes auch hier Rückschritte und neue Schliessungsprozesse an. Funktionalistische und mechanische Konzepte verbreiten sich. Input-Output heisst das wirtschaftliche Allerweltsprinzip. Es bedient sich gerne irgendwelcher Anreize.

Wenn Sie das machen, erhalten Sie mehr Lohn. Irgendwelche „Incentives“ sollen die Bereitschaft zur Leistung und zum Konsum steigern. Das zeigt sich auch an Hochschulen. Studierende lesen heute Bücher, um Kreditpunkte zu ergattern. Dabei geht viel verloren. Vor allem die intrinsische Motivation. Diese Gefahr besteht ebenfalls in der Sozialen Arbeit. Zum Beispiel dann, wenn sie die Professionalität mit mechanischer Funktionalität verwechselt.

Kein Schema F

Die Soziale Arbeit orientierte sich in den 1970er-Jahren stark an organischen Konzepten, wie sie die Sonnenblume verkörpert. Mit viel Sensibilität für die Bedeutung der Zeit, die erforderlich ist, um Prozesse tragfähig zu entfalten und soziale Teilhabe zu ermöglichen. Horst Eberhard Richter verfasste Bestseller wie „Die Gruppe“ und „Solidarität“. Sozialtätige diskutierten in Lesezirkeln über den Wert der Egalität und Vielfalt. Sie hielten das Recht auf Differenz hoch. Vor allem für sich selbst und teilweise auch für die eigene Klientel. Störungen sollten stets Vorrang haben. Und Störungen gibt es immer. Auch in der Forschung. Wer sich hier keine Zeit nimmt, um sich durch Irritationen irritieren zu lassen, vergibt viele Erkenntnismöglichkeiten. Wobei es auch eine Langsamkeit gibt, die weder sehend noch entdeckend ist, sondern die persönliche und gesellschaftliche Entfaltung eher behindert. Ja, zuweilen verabsolutierte die Soziale Arbeit das organische Verständnis. Heute geht sie eher in eine andere Richtung aus. Sie normiert ihre Arbeit. Mechanische Funktionalität dominiert allmählich. Sie bringt mehr Ordnung und Berechenbarkeit. Wie bei einem Räderwerk. Und wenn ein Teilchen nicht recht funktioniert, wird es einfach ausgetauscht. So einfach ist das. Wir wollen ja auch, dass es hell wird, wenn wir auf den Lichtschalter drücken. So nähert sich die Soziale Arbeit einem mechanischen Prinzip an, das in den mittleren Chargen der Wirtschaft verbreitet ist. Etwas anders verhält es sich in den Schaltstellen. Da dominiert eher ein blitzorientiertes Verständnis.

Der Blitz symbolisiert den konfliktfreudigen Typ. Zumindest vordergründig. Zum Blitz gehört der Donner. Die Luft ist nie so rein wie nach dem Gewitter. Manager betonen gerne ihre Neigung zum Blitz. Harsch kritisieren sie die Waa-ge. Denn dieser konsensbeflissene Typ will Konflikte bloss voreilig ausbalancieren statt lösen. Mit eingehender Betrachtung relativiert sich allerdings diese Sicht. Denn der Blitz zerstört viel. Er entfacht lodernde Feuer und entlädt sich

erst, wenn Emotionen aufgestaut sind. Das deutet darauf hin, dass der Blitz-Typ weniger konfliktfreudig ist als angenommen. Er tabuisiert die ausgleichende Waage, die er sich insgeheim mehr herbeiwünscht. Wohl wissend, dass sich mit etwas Ruhe und Gelassenheit zuweilen mehr erreichen lässt als mit aufgesetzten Hörnern.

Manager mokieren sich auch gerne über das Modell der Blume. Das organische Wachstum benötigt eben viel Zeit. Die arbeitsteilige Wirtschaft ist hingegen auf Funktionalität angewiesen. Ein defektes Rädchen muss rasch ersetzt werden. Allerdings differenziert sich diese Sicht bei näherem Hinsehen bald einmal. Und darum geht es: Die Modelle sind situativ anzupassen. Je nach Problem ist ein organisches Modell flexibler als ein mechanisches. Wichtig ist ein Bewusstsein dafür, wann welches (adaptierte) Modell hilfreich ist. Wer Gassenarbeit verrichtet, kennt das. Auf der Gasse ist viel Flexibilität erforderlich, nicht Beiliebigkeit. Zuweilen ist auch viel Hartnäckigkeit und Beharrlichkeit nötig, aber keine Sturheit, die sich vornehmlich an ein Modell hält. Wichtig ist die Sensibilität dafür, was situativ wie weiterführt. Am Anfang eines Kontaktes oder Prozesses begünstigt wohl eher ein organisches Vorgehen eine behutsame Annäherung oder kreative Entwicklung. Dies im Sinn der heranreifenden Sonnenblume. Das Modell der ausgewogenen Waage empfiehlt sich indes, wenn Ängste und hohe Verletzlichkeit vorhanden sind. Dann braucht niemand Öl ins Feuer zu giessen. In einer operativen Phase eines Projektes ist hingegen eher ein verlässliches Räderwerk gefragt. Und sind Positionen festgezurr, dann kann ein Gewitter sehr heilsam sein. Individuell und vielleicht auch gesellschaftlich. Allerdings ohne das Kind mit dem Bad auszuschütten. Die Soziale Arbeit kann hier viel von der Gassenarbeit lernen. Die Gassenarbeit verfügt über vielfältige Zugänge. Sie hält sich an kein Schema F.

Neue Verbindlichkeit

Ende Januar 2015 starb der Soziologe Ulrich Beck. Er ging davon aus, dass wir uns im Übergang zu einer reflexiven Moderne befinden und zunehmend in der Lage sind, Zukunft zu antizipieren. Das könnte bedeuten, dass wir vermehrt Korrekturen einleiten, weil wir uns darum sorgen, was passiert, wenn es so weitergeht. Ulrich Beck sah die „Risikogesellschaft“ als Produkt der Moderne.⁶ Sie dokumentiert den bruchartigen Übergang von der industriellen zur reflexiven Moderne. Neue, selbst geschaffene Risiken überlagern alte Klassengefüge.

Technische Fortschritte zeitigen unerwartete Nebenfolgen. Ökologische Bedrohungen kumulieren sich und relativieren Fragen von arm und reich. Viele Umweltprobleme sind kaum fassbar und daher umso schwieriger zu bewältigen; zumal mehr Wissen vor allem auch mehr offene Fragen generiert. Das verunsichert. Davon ging Beck aus. Die Individualisierung sozialer Ungleichheit kennzeichnet, so Beck, eine soziale Strukturierung jenseits von Klasse, Schicht und Stand. Tradierte Bande und geschlechtsspezifische Stereotypen weichen sich auf. Die standardisierte Erwerbsarbeit erodiert. Wechselhafte Lebensverläufe mit Bastelbiografien lösen Normalbiografien ab. Vielfältige Gestaltungs- und Wahlmöglichkeiten kompensieren den Verlust. Vor der politisch-administrativen Steuerung kommen verbandliche und wirtschaftliche Akteure stärker zum Zug; zudem soziale Bewegungen und zivilgesellschaftliche Einrichtungen.

Die industrielle Moderne kennzeichnete Ulrich Beck als zweckrationale. Vordergründige Klarheiten prägen das ultimative Entweder-oder-Denken. Anders verhält es sich in der reflexiven Moderne. Hier antizipieren Menschen ihre Zukunft. Sie erkennen, was passiert, wenn Nebenfolgen dominieren und auf jene zurückfallen, die sie verursachen. Dann wird es gefährlich. Und diese Einsicht fördert nach Beck die Bereitschaft, sich zu engagieren. Das ist eine zuversichtliche Option. Schön wär's. Leider lassen sich aber gerade unter einseitig machgeprägten Bedingungen sozialer Ungleichheit viele Probleme einfach abwälzen. Die Individualisierung basiert, so Beck, auf einer dynamischen Pluralisierung. Diese bringt zum einen mehr Ambivalenzen mit sich und sie sucht zum andern das verbindende Und sowie das Sowohl-als-auch. So entsteht eine „neue Identität“. Sie lässt Widersprüche zu. Gemeint ist keine Offenheit, die alles offen lässt. Wir müssen auch nicht alles tun, was wir tun können. Freiheit bedeutet, selbst darüber zu entscheiden, welche Grenzen wir wie durchlässig definieren. Und die neue Identität korrespondiert mit einer neuen Verbindlichkeit. Früher lebten Menschen mehr in autoritären Gefügen. Die „Kuhstallwärme der Gemeinschaft“ (Theodor Geiger) konstituierte eine Zwangsgeborgenheit. Mit erheblicher sozialer Kontrolle. Die Nachbarschaft bekam alles mit. Sie engte Freiheiten ein. Und drängte Menschen dazu, in städtische Anonymität auszuweichen. Wobei sich mit der Zeit die erstrebte Coolness als allzu cool erwies. Das bringt heute vermehrt die Bereitschaft mit, neue Verbindlichkeiten einzugehen. Aber aus freien Stücken, nicht aus Not oder Zwang. Das klingt zuversichtlich. Die Verunsicherung, die mit der Individualisierung einhergeht, kann bei Menschen allerdings auch dazu führen, in Beliebigkeit abzudriften oder Halt

bei populistischen Ideologien zu suchen, die mehr simplifizieren und pauschalisieren denn differenzieren.

Kritische Soziale Arbeit

Begriffe sind keine Wahrheiten. Sie dienen dazu, sich sozialen Realitäten anzunähern. Aber sie tun das nicht neutral und schon gar nicht selbst. Was Kritische Soziale Arbeit bedeutet, ist eine Frage der Haltung, der Definitionsmacht und der theoretisch fundierten Praxis. Kritische Soziale Arbeit hilft, soziale Probleme zu lösen. Ihr Ruf misst sich daran, wie gut sie das tut. Eine wissenschaftlich begründete Soziale Arbeit reflektiert und qualifiziert die soziale Praxis. Mit kritischer Distanz auf alle Seiten. Abstand von dem zu halten, was andere für eine kritische Haltung halten, kann auch eine kritische Haltung sein. Die Soziale Arbeit ist nach meinem Verständnis kritisch, wenn sie, theoretisch fundiert, herrschaftskritisch agiert. Diese emanzipatorische Haltung hat durchaus Tradition. Sie manifestiert sich heute allerdings weniger ausgeprägt und unter neuen Vorzeichen.

Die Frage, wie sich Soziale Arbeit kritisch betreiben lässt, ist nach Franz Hochstrasser jedoch falsch gestellt. „Denn Soziale Arbeit ist aus sich heraus kritisch“, schrieb mir der frühere Rektor der Hochschule für Soziale Arbeit beider Basel einst. Sie ist nach seiner Auffassung vor allem Arbeit auf der Schattenseite der bestehenden kapitalistischen Gesellschaft, also der Seite, welche sowohl die Individuen wie auch das ganze System gerne verdrängen. Die Wahrnehmung von Leid und Elend beeinträchtigt das individuelle Wohlbefinden. Die Not stellt auch die gesellschaftliche Legitimation infrage. Soziale Arbeit befindet sich damit im Widerspruch. Kritisch ist sie nach Franz Hochstrasser, „indem sie an diesem Schatten, also am gesellschaftlichen Material arbeitet und die damit verbundenen Erfahrungen und Erkenntnisse veröffentlicht“.

Soziale Arbeit ist „nicht oberflächennahe Symptomkurierung, sondern Entdeckung ist ihr Geschäft“, fährt Franz Hochstrasser fort, der Autor des Buches „Konsumismus und Soziale Arbeit“.⁷ „Dabei widersetzt sich Soziale Arbeit methodisch-technologischen Verkürzungen, wie sie, den Bewegungen von Moden gleich, in Vielfalt auf den (Sozial-)Markt gelangen. Sie wehrt sich gegen die Ökonomisierung ihrer selbst, die nicht nur aus legitimen Ansprüchen an die Effektivität, sondern neoliberaler Individualisierungsstrategie entspringt. Und vor allem: Sie ist sich ihrer kritischen Anlage selber bewusst und transportiert

dieses Bewusstsein offensiv, etwa mit dem Ansatz der Sozialen Arbeit als Menschenrechtsprofession, an die Öffentlichkeit.“

Silvia Staub-Bernasconi definiert die Soziale Arbeit als Disziplin und (Menschenrechts-)Profession, die ein Spektrum von sozialen Problematiken, Handlungsfeldern und sozialen Systemen reflektiert.⁸ Als Handlungswissenschaft entwickelt die Soziale Arbeit wissenschaftsbasierte Arbeitsweisen und Verfahren zur Linderung und Lösung sozialer Probleme. Silvia Staub-Bernasconi wehrt sich gegen die Fast-Food-Variante der Sozialen Arbeit und bezieht sich auf das doppelte Mandat der Sozialen Arbeit. Sie meint damit einerseits die persönliche Verpflichtung gegenüber den sozial Benachteiligten und andererseits die politische Verpflichtung gegenüber dem Gemeinwesen. In der Praxis laufen Organisationen Gefahr, gegeneinander ausgespielt zu werden; beispielsweise wenn Regierungen und Behörden individualisierte Ansätze als bequemer und förderungswürdiger betrachten. Für Silvia Staub-Bernasconi hat die Soziale Arbeit ein drittes Mandat. Dieses beinhaltet wissenschaftsbegründete Arbeitsweisen. Die Methoden orientieren sich an einem Berufskodex, der die Menschenrechte berücksichtigt. Dieses Verständnis reicht über das individuelle Fördern der Sozialen Arbeit hinaus. Persönliche Probleme sind oft auch strukturell bedingt und im Kontext gängiger Machtstrukturen zu analysieren. Silvia Staub-Bernasconi kritisiert, wie in der Sozialen Arbeit das Casemanagement zur hegemonialen Methode avanciert und Prämissen der neoklassischen Ökonomie dominieren. Der „Managerialismus“ mcdonaldisiert die Soziale Arbeit. Die Fast-Food-Angebote steigern die kurzfristige Effizienz, vernachlässigen aber die ursächliche Ergründung sozialer Fragen.

Seismografische Gassenarbeit

Die Gassenarbeit agiert basisnah. Sie geht zum Beispiel dorthin, wo Menschen sind, die keine wirkliche Bleibe haben. Sie will ihnen helfen und kann von ihnen lernen. Aber wie? Das drücke ich zum Schluss gerne symbolisch aus.

Ach, bleibt so klug, wenn ihr erwachsen seid, ermuntert Erich Kästner die Kinder in seiner Ansprache zum Schulbeginn.⁹ Und: „Lasst euch die Kindheit nicht austreiben“. „Schaut, die meisten Menschen legen ihre Kindheit ab wie einen alten Hut. Sie vergessen sie wie eine Telefonnummer, die nicht mehr gilt. Ihr Leben kommt ihnen vor wie eine Dauerwurst, die sie allmählich aufessen, und was gegessen worden ist, existiert nicht mehr. Man nötigt euch in der Schule

eifrig von der Unter- über die Mittel- zur Oberstufe. Wenn ihr schliesslich droben steht und balanciert, sagt man die ‚überflüssig‘ gewordenen Stufen hinter euch ab, und nun könnt ihr nicht mehr zurück! Aber müsste man nicht in seinem Leben wie in einem Hause treppauf und treppab gehen können? Was soll die schönste erste Etage ohne den Keller mit den duftenden Obstborten und ohne das Erdgeschoss mit der knarrenden Haustür und der scheppernden Klingel? Nun – die meisten leben so! Sie stehen auf der obersten Stufe, ohne Treppe und ohne Haus, und machen sich wichtig. Früher waren sie Kinder, dann wurden sie Erwachsene, aber was sind sie nun? Nur wer erwachsen wird und ein Kind bleibt, ist ein Mensch! Wer weiss, ob ihr mich verstanden habt. Die einfachen Dinge sind so schwer begreiflich zu machen!“

Nun, die Gassenarbeit ist inzwischen auch schon 30 Jahre alt. Sie tut gut daran, sich immer wieder an ihren Ursprung und Aufbruch zu erinnern. Er führt weg vom Büro im Elfenbeinturm, hin zur Basis, zur Gasse und zum Keller. Die Gassenarbeit bewegt sich an flüchtigen Orten. Da finden Gespräche in Kneipen und Unterständen statt. Unser Gegenüber kann uns von einer Sekunde zur andern den Rücken zukehren und verschwinden. Das gibt Begegnungen etwas Freiheitliches. Und gerade diese Freiwilligkeit ermöglicht zuweilen in kurzen Sequenzen, ohne (Polstergruppen-)Setting, viel Berührendes und Vertiefendes. Wichtig ist dabei die Haltung der Gassenarbeitenden.

„Weise am Weisen ist die Haltung“, schreibt Bertolt Brecht in einer seiner Geschichten vom Herrn Keuner.¹⁰ Zu Herrn K. kam ein Philosophieprofessor und erzählte ihm von seiner Weisheit. Nach einer Weile sagte Herr K. zu ihm: „Du sitzt unbequem, du redest unbequem, du denkst unbequem.“ Der Philosophieprofessor wurde zornig und sagte: „Nicht über mich wollte ich etwas wissen, sondern über den Inhalt dessen, was ich sagte.“ – „Es hat keinen Inhalt“, sagte Herr K. „Ich sehe dich täppisch gehen, und es ist kein Ziel, das du, während ich dich gehen sehe, erreichst. Du redest dunkel, und es ist keine Helle, die du während des Redens schaffst. Sehend deine Haltung, interessiert mich dein Ziel nicht.“

Die Gassenarbeit ist nicht nur eine aufsuchende, sondern auch eine aufnehmende Sozialarbeit. Sie bietet vielfältige Möglichkeiten, im Alltäglichen und Besonderen viel von dem zu entdecken, was soziale Benachteiligung und überhaupt unsere Gesellschaft prägt. Wer so verstehend und neugierig unterwegs ist, erfährt viel. Dabei hilft der Gang in den eigenen Keller, eigene Prägungen bewusst wahrzunehmen und Unbedachtes weniger auf andere zu projizieren. Im

Feld stimmig zu kommunizieren, erfordert zudem viel Respekt sowie das Bemühen, weder sich selbst noch andere zu überhöhen. Und wie bringt die Gassenarbeit das, was sie seismografisch wahrnimmt, in die Gesellschaft ein, und zwar ohne das Kontrollwissen zu stärken und sich vereinnahmen zu lassen? Ich hoffe fest, dass sich die Gassenarbeit weiterhin emanzipativ an sozialer Gerechtigkeit orientiert, und wünsche alles Gute.

Anmerkungen

- 1 Beck, Ulrich, *Jenseits von Klasse und Stand? Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten*, in: Kreckel, Reinhard (Hg.), *Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt: Sonderband 2)*, Göttingen 1983, 35–74.
- 2 Alinsky, Saul, *Anleitung zum Mächtigsein*, Göttingen 1999.
- 3 BSV, *Schweizerische Sozialversicherungsstatistik 2014*, EDI, Bern 2014.
- 4 Fromm, Erich, *Die Kunst des Liebens*, München 2004 (1. Aufl. 1956).
- 5 Fromm, Erich, *Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft*, München 1986 (1. Aufl. 1979).
- 6 Beck, Ulrich, *Risikogesellschaft: auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a. M. 1986.
- 7 Hochstrasser, Franz, *Konsumismus und Soziale Arbeit*, Bern 1995.
- 8 Staub-Bernasconi, Silvia, *Soziale Arbeit*, in: Carigiet, Erwin/Mäder, Ueli/Bonvin, Jean-Michel (Hg.), *Wörterbuch der Sozialpolitik*, Zürich 2003, 277–279.
- 9 Kästner, Erich, *Ansprache zum Schulbeginn*, in: ders., *Die kleine Freiheit*, Zürich 1953, 11–20.
- 10 Brecht, Bertolt, *Geschichten vom Herrn Keuner*, Frankfurt a. M. 1971.

Grusswort Landeskirchen Luzern

Ioan L. Jebelean

Liebe Gäste, liebe Mitfeiernde

Heute feiern wir das Jubiläum eines langjährigen ökumenischen Engagements. Im Namen der drei Luzerner Landeskirchen möchte ich Sie zu diesem Fest herzlich begrüßen und mich bei Sepp Riedener, Fridolin Wyss und dem ganzen Team des Vereins Kirchliche Gassenarbeit von Herzen für ihr grosses Engagement bedanken.

Die Kirchliche Gassenarbeit feiert heute ihr 30-jähriges Bestehen. Für mich ein Anlass, über die Vielfalt der Menschen zu sprechen. Darum habe ich verschiedene Salze mitgebracht: weisse Fleur de Sel aus der Camargue, schwarzes Salz aus Indien, rosafarbenes Salz aus dem Himalaya. Ein Gewürz – in ganz unterschiedlichen Variationen.

Für mich sind diese unterschiedlichen Salze ein Sinnbild für unsere Gesellschaft. Viele Menschen leben unauffällig, gliedern sich in das Bild der Gesellschaft ein wie weisse Fleur de Sel in die mehrheitlich weisse Salzlandschaft. Andere Menschen fallen etwas aus dem Rahmen, sind dezent anders wie das rosafarbene Himalayasalz. Und es gibt auch Menschen, die auffallen wie schwarze Salzkörner aus Indien. Im ersten Moment irritiert die ungewöhnliche Farbe dieses Salzes. So gibt es auch Menschen, die nicht in gängige Gesellschaftsnormen passen und unsere Erwartungshaltungen durchbrechen.

Wenn wir aber genauer hinschauen, erkennen wir das Gemeinsame: Wir sind alle Menschen. Wie eben diese unterschiedlichen Salzkörner hier alle Salze sind. Unsere Gesellschaft bildet eine Einheit aus der Vielfalt. Jeder Mensch ist genau so, wie er ist, ein wichtiger Teil davon. Die Vielfalt zeichnet unser Zusammenleben aus. Die Vielfalt ist die Würze, ohne die die Gesellschaft eintönig, eindruckslos und arm wäre.

Jesus selbst vergleicht in seiner Bergpredigt im Matthäusevangelium die Menschen mit Salz: „Ihr seid das Salz der Erde. Wenn das Salz seinen Geschmack verliert, womit kann man es wieder salzig machen?“ (Mt 5,13) Das Salz würzt unsere Speisen. Das Salz gibt Geschmack. Schwarzes Salz würzt anders als weisses oder rosafarbenes. Es gibt Nuancen von Salz, die unsere Speisen berei-

chern. Und so ist es mit uns Menschen: Jede und jeder Einzelne von uns würzt die Gesellschaft, gibt ihr Geschmack. Und das braucht unsere Gesellschaft, damit sie den Geschmack nicht verliert – nicht fade und langweilig wird.

Wir brauchen die Vielfalt, auch wenn wir uns manchmal daran stören. Oft wird Unmut über Menschen geäussert, die anders denken oder leben als die Mehrheit. Aber auch sie sind – genauso wie wir – Teil der Gesellschaft. Wenn wir alle Äusserlichkeiten und Umstände weglassen, bleibt das übrig, was uns zu Menschen macht: unsere Würde. Sie kommt uns allen zu. Als Geschöpfe Gottes. Als Menschen. Ganz egal, wie wir aussehen und leben, wie wir denken und handeln. Schliesslich ist es diese Vielfalt, die unser Zusammenleben ausmacht. Und diese Vielfalt möchten wir heute feiern.

Grusswort Stadt Luzern

Martin Merki

Geschätzte Präsidentin Renata Asal
Lieber Geschäftsleiter Fridolin Wyss

Seit 30 Jahren haben wir eine Gassenarbeit in Luzern, keine staatliche, sondern eine kirchliche, eine diakonische. Sie ist auf Initiative von Sepp Riedener auf der Gasse entstanden, nicht im Büro und nicht im Ratssaal.

Das ist – wie in andern gesellschaftlichen Bereichen auch – eine typische Luzerner Lösung. Private Organisationen, die wissen, was sich an der gesellschaftlichen Front tut, gehen voran. Die staatlichen Organisationen kommen später, sie unterstützen, begleiten und finanzieren mit. In den letzten 30 Jahren ist nach der Initiative von Sepp Riedener viel entstanden: die Kontakt- und Anlaufstelle, die GasseChuchi, das Paradiesgässli.

Heute haben wir eine Situation, um die uns andere Städte beneiden: Wir haben eine tolerante Bevölkerung, welche das Wirken der Gassenarbeit schätzt; wir haben eine gesellschaftlich breit abgestützte Überlebenshilfe mit kirchlichen Angeboten unter dem Dach der Gassenarbeit; wir haben im Weiteren zivilgesellschaftliche Angebote, die der Verein Jobdach führt und – wie im Fall des Drop-in – staatliche Angebote; wir haben eine sehr gute und flexible Zusammenarbeit unter den verschiedenen beteiligten Institutionen, insbesondere auch mit der Polizei.

Wir haben alles in allem eine Situation der Toleranz, der breiten Abstützung, eine Kultur von partnerschaftlichem, pragmatischem und lösungsorientiertem Vorgehen. Das hat auch Auswirkungen auf den öffentlichen Raum. Wir haben über alles hinweg eine Situation der friedlichen Koexistenz. Zu dieser städtischen Kultur, zu einem lebenswerten, sozialen Luzern hat die Gassenarbeit viel beigetragen.

Und die öffentliche Hand? Die Stadt Luzern koordiniert den Austausch und setzt sich für schnelle und unbürokratische Lösungen ein, wenn die Situation

am einen oder andern Ort aus dem Ruder läuft. Die Stadt hat vor mehr als zehn Jahren beim Neubau der GasseChuchi mitgeholfen. Sie hat das Land zur Verfügung gestellt und sie hat den Neubau errichtet. Dass eine Stadt einen Neubau für die Überlebenshilfe finanziert und aufgestellt hat, ist schweizweit einzigartig. Es ist ein Zeichen der Wertschätzung für Menschen in schwierigen Verhältnissen. Die GasseChuchi ist heute eine feste Institution der Überlebenshilfe, ein Aufenthaltsort, eine Stube, aber auch ein Ort mit einer minimalen medizinischen Grundversorgung. Hier haben viele einen Platz gefunden, auch wieder eine Tagesstruktur und vielleicht sogar einen Lebensrhythmus. Einige haben durch die Möglichkeit zur Mitarbeit im Betrieb auch wieder den Zugang zur Arbeit gefunden.

Ich danke dem Verein Kirchliche Gassenarbeit und damit insbesondere den Trägerschaften der Institutionen, also den drei Landeskirchen. Die Offenheit der Kirche für Menschen am Rand der Gesellschaft ist in Luzern einzigartig. Ich hoffe, dass diese Offenheit auch manchmal in die politischen Parteien hineinwirkt. Sie haben unsere Wertschätzung verdient. Sie helfen schneller und unkomplizierter als jede staatliche Organisation, zum Beispiel auch im Asylbereich.

Der Dank geht weiter an die Gemeinden des Kantons und an den Kanton, der einen grossen Teil über den Zweckverband institutionelle Sozialhilfe mitfinanziert. Es ist in den letzten Jahren gelungen, die Finanzierung der Gassenarbeit solidarischer zu machen. Ich danke weiter den Nachbarschaften der verschiedenen Institutionen, auch den Quartiervereinen für das gute Einvernehmen und die Bereitschaft, auf Erfahrungen zurückzugreifen, wenn Probleme auftauchen.

Schliesslich möchte ich die verschiedenen Teams an der Front erwähnen. Heute ist es genau gleich wie vor 30 Jahren: Sie gehen voraus, sie vermitteln, sie bauen auf und sie stehen dann hin, erdulden und halten aus.

Sie helfen uns. Dank Ihnen können wir als Gesellschaft mit einem schwierigen gesellschaftlichen Problem umgehen. Das verdient unseren Respekt und ist einen grossen Applaus wert.

Grusswort Kanton Luzern

Erwin Roos

Sehr geehrte Frau Präsidentin Renata Asal-Steger
Geschätzte Damen und Herren Vorstandsmitglieder
Sehr geehrter Herr Geschäftsleiter Fridolin Wyss
Sehr geschätzter Herr Sepp Riedener
Geschätzte Frau alt Nationalrätin Judith Stamm
Geschätzter Herr Stadtrat Martin Merki
Liebe Gäste

Mein Name ist Erwin Roos. Ich bin Departementssekretär des Kantonalen Gesundheits- und Sozialdepartements. Ich vertrete heute Herrn Regierungsrat Guido Graf. Ich freue mich sehr, dass ich heute dabei sein darf, wenn's heisst: 30 Jahre Kirchliche Gassenarbeit Luzern.

Zu Ihrem Jubiläum gratuliere ich Ihnen ganz herzlich! Im Namen der Luzerner Regierung – insbesondere von Regierungsrat Guido Graf – überbringe ich Ihnen die besten Grüsse und Wünsche.

Im Johannesevangelium steht: „Im Anfang war das Wort.“ Ein Zitat von Johann Wolfgang von Goethe lautet: „Im Anfang war die Tat.“ In der Geschichte der Kirchlichen Gassenarbeit Luzern könnte man sagen: Im Anfang war ein Mann, der das Evangelium lebt und danach handelt. Geschätzter Sepp Riedener, die Rede ist von Ihnen. Sie haben die Kirchliche Gassenarbeit damals gegründet und von Grund auf aufgebaut. Sie haben nicht nur Worte, sondern auch Taten walten lassen. Sie haben Pionierarbeit geleistet und ich glaube, man darf Sie zu Recht als Pionier der Luzerner Gassenarbeit bezeichnen.

Wie so oft ist der Anfang nicht einfach gewesen. Man hatte klein angefangen: Ich habe mir sagen lassen, dass am Anfang lediglich ein paar mobile Gassenarbeiter im Einsatz gestanden waren. Doch durch stetes Engagement – auch in drogenpolitisch schwierigen Situationen – ist die Kirchliche Gassenarbeit Luzern kontinuierlich gewachsen. Dabei hat es sicher geholfen, dass Sie vom Ver-

ein Kirchliche Gassenarbeit immer konsequent und hartnäckig geblieben sind – gerade auch vor rund 20 bis 25 Jahren, als ein vergiftetes Klima vorherrschte. Es gab vielerorts grosse Ablehnung, sei dies in Institutionen oder in der Bevölkerung.

Heute hat sich das Klima merklich verbessert. Das sieht man zum Beispiel auch in der Zusammenarbeit mit der Polizei: Das anfänglich sehr angespannte Verhältnis hat sich weitgehend entspannt, man hat sich angenähert. Heute sieht man nicht mehr Feindbilder, sondern man sieht die gemeinsame Aufgabe und arbeitet lösungsorientiert.

Es hat sich aber nicht nur das Klima zwischen den verschiedenen Akteuren merklich verbessert, sondern auch in der Bevölkerung. Menschen, die am Rand der Gesellschaft stehen, werden heute vermehrt nicht mehr einfach kategorisch abgelehnt. Viele Vorurteile sind abgebaut und man begegnet einander respektvoller.

Das ist ebenfalls ein grosser Verdienst der Luzerner Gassenarbeit, insbesondere auch von Ihnen, geschätzter Sepp Riedener. Sie haben sich immer in aller Deutlichkeit für die Respektierung der Würde der Menschen eingesetzt, die am Rand unserer Gesellschaft gestanden sind oder noch immer stehen. Und Sie haben sich immer bemüht – so haben Sie es selber einmal ausgedrückt – diese Menschen vom Rand weg wieder in die Mitte zu holen. Diese Einstellung hat die Luzerner Gassenarbeit mit ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern geprägt und wird seit jeher gelebt. Ein Zitat eines deutschen Autors namens Titus Lenk bringt es auf den Punkt: „Würde verleiht man, indem man nicht bewertet.“ Die Luzerner Gassenarbeit bewertet nicht, sondern nimmt die Menschen so, wie sie sind.

Lieber Sepp Riedener, ich danke Ihnen herzlich für Ihr enorm grosses Engagement bei der Gründung, beim Aufbau und bei der Weiterentwicklung der Luzerner Gassenarbeit sowie bei Ihrer Tätigkeit als Seelsorger. Es ist bemerkenswert, dass Sie Weihnachten meistens nicht daheim bei Ihrer Familie verbracht haben, sondern auf der Gasse, bei den Leuten, um auch ihnen familiäre Weihnachten zu beschenken. Ihre Familie hat das immer mitgetragen und darum danke ich auch Ihrer Frau und Ihren Kindern sehr herzlich.

Weiter danke ich allen früheren Vorstandsmitgliedern sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die sich damals am Aufbau beteiligt haben und/oder die die Luzerner Gassenarbeit weitergeführt haben.

Ebenfalls ein herzlicher Dank geht an die Präsidentin, Frau Renata Asal, an den Geschäftsleiter, Herrn Fridolin Wyss, an den neuen Seelsorger, Herrn Franz Zemp, sowie an alle weiteren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die sich aktuell und in der Zukunft für die Luzerner Gassenarbeit engagieren. Herzlichen Dank Ihnen allen für Ihren grossen und wertvollen Einsatz.

Der Verein Kirchliche Gassenarbeit ist immer ein verlässlicher Partner für den Kanton Luzern gewesen und ich bin überzeugt, dass er das auch in Zukunft sein wird.

Sie übernehmen für die Gesellschaft eine wichtige Aufgabe – und diese Aufgabe bewältigen Sie, indem Sie viele Mittel selber generieren – das darf auch einmal gesagt sein. Sie tragen wesentlich dazu bei, dass die Situation auf der Gasse seit langem ruhig ist und dass die Leute auf der Gasse diejenigen Angebote bekommen, die sie für ein Leben in Würde benötigen. In der Vergangenheit haben Sie zudem sicher auch einen grossen Beitrag dazu geleistet, dass in Luzern keine Platzspitz-Situation entstanden ist – so wie damals in Zürich.

„Im Anfang war die Tat“, hat Goethe gesagt.

Ich bin überzeugt, dass bei der Kirchlichen Gassenarbeit auch in Zukunft viele Taten folgen werden, dass das Evangelium weiterhin gelebt wird – getragen von den drei Landeskirchen unseres Kantons.

Besten Dank.

Grusswort Zweckverband für institutionelle Sozialhilfe und Gesundheitsförderung

Paul Rutz

„Mich beschäftigt die nächtliche Clubszene in der Stadt. Der Kokainkonsum nimmt zu, vorwiegend bei jungen Leuten, die noch nicht mit uns zu tun hatten. Es fragt sich, ob diese Menschen gesellschaftlich integriert bleiben oder schliesslich auf der Gasse landen. Damit werden wir uns befassen müssen.“ Mit diesem Zitat von Fridolin Wyss im Juli sind wir bereits mitten in unserem Thema und bei unserer Jubilarin, der Kirchlichen Gassenarbeit.

Sehr geehrte Frau Präsidentin Asal-Steger
Sehr geehrte Mitglieder des Vorstands: Frau Stofer, Herr Muheim, Herr Zumbühl, Herr Hänni und Frau Tschupp
Sehr geehrter Herr Wyss
Sehr geehrter Herr Riedener
Sehr geehrte Mitglieder der Geschäftsstelle und Mitarbeitende an der Front
Geschätzte Gäste

Ich möchte mich und meine Organisation kurz vorstellen: Ich bin Mitglied der Verbandsleitung des Zweckverbands für institutionelle Sozialhilfe und Gesundheitsförderung, kurz ZiSG genannt. Der ZiSG als Institution finanziert Sozialhilfe und Gesundheitsvorsorge dort, wo eine Aufgabe nicht ausschliesslich dem Kanton oder den Gemeinden zugewiesen ist. Der Kanton sowie alle Gemeinden des Kantons zahlen einen Beitrag von 8.55 Franken pro Kopf an den ZiSG. Das Budgetvolumen beträgt ca. sieben Millionen Franken. Die Verbandsleitung ist paritätisch mit je vier Mitgliedern aus dem Kanton und den Gemeinden zusammengesetzt. Die Verbandsleitung ist besorgt, dass die finanziellen Mittel optimal eingesetzt werden. Die Präsidentin ist Frau Ruth Bucher, Sozialvorsteherin Oberkirch. Ich selber bin Finanzvorsteher in Sursee und vertrete heute Frau Bucher.

Ich darf Ihnen die besten Grüsse des ZiSG und der Verbandsleitung überbringen und Ihnen zu Ihrem runden Jubiläum herzlich gratulieren. Und ich danke gleichzeitig herzlich für die Einladung zum heutigen Fest.

Der Aufbau und die Organisation des ZiSG zeigen die Verankerung im ganzen Kanton. Der Kanton und vor allem die Gemeinden machen sicher aus Solidarität mit. Aber gerade ihre Klientinnen und Klienten zieht es in die Stadt, sie kommen von überall her und suchen allenfalls die Anonymität. Und, es könnte uns alle in irgendeiner Form treffen, als Angehörige, Nachbarn usw.

Der ZiSG unterstützt die Arbeit des Vereins Kirchliche Gassenarbeit im siebenstelligen Frankenbereich. Seit über zehn Jahren besteht eine enge Zusammenarbeit zwischen dem ZiSG resp. der Vorgängerorganisation BFFS und dem Verein Kirchliche Gassenarbeit. Grundlagen dieser engen Zusammenarbeit sind einerseits eine Leistungsvereinbarung, in der alle finanzierten Leistungen formal definiert sind, und andererseits – über Jahre gewachsen – der Eindruck, dass sich der Verein Kirchliche Gassenarbeit mit viel Engagement und qualitativ guter Arbeit für die Bedürfnisse von Menschen ausser Rand und Stand einsetzt. Der ZiSG konnte den Verein Kirchliche Gassenarbeit die letzten Jahre auch durch ruhigere und herausforderndere Zeiten begleiten. Stichworte sind unter anderem die räumliche Zusammenführung von GasseChuchi und Kontakt- und Anlaufstelle am Geissensteinring oder der Organisationsprozess, welcher zu diversen Veränderungen im Betrieb geführt hat.

Heute, 30 Jahre nach der Gründung der Gassenarbeit Luzern, verfügt der Verein Kirchliche Gassenarbeit über ein rundes, überzeugendes Angebot mit sieben Dienstleistungen für drogenabhängige Menschen der Zentralschweiz: der guten Stube, gesunder Ernährung, Beratung, Animation, medizinischen Dienstleistungen, Hygiene und kontrolliertem Konsum.

Der ZiSG verfolgt diese Entwicklung mit Freude und ist dankbar, dass sich der Verein Kirchliche Gassenarbeit mit Herz und Verstand der Arbeit mit Menschen in sehr schwierigen Lebenslagen widmet. Es sind Menschen, denen aus den verschiedensten nachvollziehbaren und nicht nachvollziehbaren Gründen in der Sucht jede Grenze, jeder Rand abhandengekommen ist und die nun sozusagen nach der Klippe im freien Fall nicht nur durch jeden Stand, sondern auch durch fast alle sozialen Netze gefallen sind.

Bilder im Zusammenhang mit der Schliessung der Zürcher Drogenszene aus den 90er-Jahren, welche derzeit in den Medien wieder präsenter sind, lassen nur erahnen, was in kürzester Zeit passieren würde, wenn es Angebote wie die des Vereins Kirchliche Gassenarbeit nicht gäbe. Niemand will das. Für die Direktbetroffenen und deren Angehörigen bedeutet es ein nicht verkraftbares Elend und für die Gesellschaft schlichtweg eine humanitäre Katastrophe. Damals in den 90er-Jahren mussten die politisch Verantwortlichen erkennen, dass weder die Repression noch die Liberalisierung allein gegen die Sucht halfen. Auf Bundesebene entschied sich die Schweiz für ihre sogenannte Viersäulenpolitik: Prävention, Therapie und Wiedereingliederung, Schadensverminderung und Überlebenshilfe, Repression und Kontrolle. Dazu gehören Fixerstuben, die Abgabe von sauberen Spritzen und die Verschreibung von Methadon und Heroin an Schwerstsuchtige – ein Erfolgsmodell, dem das Schweizer Volk 2008 im neuen Betäubungsmittelgesetz zugestimmt hat und das nach anfänglicher Kritik von vielen Ländern übernommen worden ist. Also ein Erfolgsmodell, aber ein Erfolgsmodell notabene in der Schadensminderung.

Das heutige 30-jährige Bestehen der Gassenarbeit Luzern ist einerseits ein Grund zum Feiern, zum Danken und für Sie zum Stolzsein auf das Erreichte, andererseits auch ein Anlass zum Innehalten, zum Resümieren, zum Bodenhaltungsbewahren, zum eben Nicht-hochmütig-Werden, vor allem zum Kraftschöpfen für die kommenden Herausforderungen, die so sicher sind.

Im Namen des ZiSG: nochmals ganz herzliche Gratulation, aber noch mehr herzlichen Dank.

Und noch etwas: Der Name „Kirche“ hat in der Vergangenheit häufig negative Schlagzeilen gemacht. Ich danke Ihnen, dass Sie für die Kirche für positive Schlagzeilen sorgen. Vermarkten Sie den Namen „Kirche“ mit Ihrer Arbeit weiterhin so positiv. Der liebe Gott möge Ihnen dazu die Kraft geben.

Herzlichen Dank.

Ausser Rand und Stand

Sibylle Birkenmeier, Michael Birkenmeier

Bitte nehmen Sie Platz!

Achtung, Achtung, attenzione, attenzione

Bitte nehmen Sie Platz, bitte steigen Sie ein
Gleich heben wir ab, gleich geht's weiter
Also seien Sie brav, machen Sie keinen Quatsch
Sonst kommt der Sozialarbeiter!

Was kucken Sie so melancholisch?
Hier geht jetzt was ab, und zwar wie!
Wir sind zwar zwei ganz schwere Fälle
Aber heute betreuen wir Sie!

Achtung, Achtung, attenzione, attenzione

Bitte nehmen Sie Platz, bitte steigen Sie ein
Jetzt aber hoppedi-hopp mit Schnelligkeit
Sonst haben Sie gleich die Diagnose am Hals:
Psycho-soziale Auffälligkeit!

Was kucken Sie so melancholisch?
Hier geht jetzt was ab, und zwar wie!
Wir sind zwar zwei ganz schwere Fälle
Aber heute betreuen wir Sie!

Einen wunderschönen guten Morgen,
liebe Kollegen vom Rand,
liebe Leute von Stand: Stadträte, Regierungsräte,
Kurz: Alles Leute, die ab und zu einen guten Rat ... brauchen können.

Wir begrüßen auch all die Mitarbeiter/-innen, die gassigen die rassigen von der Gassenarbeit, von der Gassenküche, von der Notschlaf- und Mütterberatungsstelle, alle Organisatoren und Koordinatoren, die so viel um die Ohren haben – und gleichzeitig immer noch ein Ohr in die Gasse werfen und – natürlich herzlich willkommen alle, die heute mit Ihnen feiern wollen!

Wir sind ja da, um Ihre Feier zu würzen.

Um heut für Sie ein paar kabarettistische Pfefferkörner fallen zu lassen ... von unserem unanständigen, kabarettistischen Stand aus bisschen Verwirrung zu stiften ... zu Fragen über Rand und Stand und Schand, Brand, Pfand und Wand, Hand und Band, und s Zässe und s Gawand und Schwizzerland.

Also Fragen aufzuwerfen, um Sie damit irgendwie *alle* ... ausser Stand, also an den Rand zu bringen ...

Aber erstmal sind wir beide einfach völlig platt!

Ja wirklich, wir sind völlig platt, was Sie hier in Luzern in den letzten 30 Jahren an sozialen Hilfswerken aufgebaut haben. Wir sehen ein dichtes Netzwerk von verschiedensten Hilfen, für alle, die sonst hier gar nicht leben könnten. Wir können nur staunen und sagen: Chapeau!

Vor 30 Jahren, also Mitte 80er – offene Drogenszene in der Schweiz, *eine* 50-Prozent-Stelle in Luzern! Heute: über 50 Mitarbeitende, das ist 100 Mal mehr!

Ja hoppla, do schiint öbbis z laufe in Luzärn ... und Luzärn isch jetzt wirklich kei Grossstadt ... Nei, Luzärn isch eifach so öbbis chlises am Rand, bevor denn d Bärge und d See aafönd.

Aber wältberüemt ... musikalisch e Wältstadt! Und, so gseh, wär für mi jetzt statt randständigs Kabarett durchuss au e zitgenössischs Musical drin gläge für das Fest hütt.

Alles extra komponiert, spannendsti Musik, theme-bezogeni Textcollage uss der Gass: Titel: „... durch diese hohlen Gassen muss es kommen ...“ für kleins Orchester, grossi Stimme und Live-Elektronik und das alles komponiert vom Jürg Wittebach ...

Ich ka mir das sehr guet vorstelle ...

„Hilfe, Hilfe!
Wir geben auf der Gasse Rat,
jedem, der das nötig hat.“

Und derzue e Loop:
„Hesch mer e Stutz für d Notschloofstell?“
Gassezittig! Gassezittig! Gassezittig!

Dann die Arie: „Auf der Gasse, auf der Gasse
bin ich nie allein gelasse ...“

Dann der Chor: „Danke, danke vo der Strass
An d Chille und an d Kcharitas ...
D Kirche macht, was si ka,
git, was si hett,
sorgt für alles, was fählt,
und der Staat und der Staat???
Git e bitz Gäld!“

Und mir wäre jetzt alli gemeinsam im KKL uff der Bühni am Singe und Spiele
und der Simon Rattel dirigiert ...

Wär jetzt durchuss möglich gsii ... aber villicht zum 60. Geburtstag, denn singt
die ganz *Gass zämme* in Luzärn, abgmacht?

Aber was hütt emol muess gseit si:
Der Rand isch hütt s zentralschti Thema, wos gitt!
Der Rand isch unseri Zuekunft!
Unseri Leistungsgsellschaft isch e Zentrifuuge, das heisst, es druggt unuswiichlig
alli und alles gegene Rand!
Dä wird immer grösser und grösser und denn isch der Rand s ganze Land ...

Gassearbeit isch hütt der einzig Job mit ere reale Zuekunftsperspektive.
Griecheland isch bereits e Gassestaat.
Es isch „das Versuchskaninchen für unsere Zukunft in Europa“. Und wär weiss,
wenn's bi uns emoll sowitt isch, denn ...

Spööter, spööter!!!

Was heisst jetzt spööter, da ka vo hütt uff morn go ...

Unseri Armee üebt bereits scho jetzt bi und in Basel an der Gränze zum Elsass, Conex 15 heisst das, si üebt jetzt, was si macht, wenn's Zoff git bi uns mit ere total verarmte Bevölkerig, und Flüchtling, wo uss Frankriich ine wänn ...

Wie gseit spööter, spööter, bitteeee!

Nei das isch *jetzt*, an der Schwizzergränze!! Die stöön dört mit Panzer und Maschinegewehr und halte mi aa ...

Mir sin jetzt am Fiire, Donnerwätter!!

Ebbe, was ich ha welle sage ... ich find, zu Ihrem 30. Jubiläum dörft me Ihre Bruef uff der Gass au vom Name här e bitzi uffwarte, dass Sie die Wertschätzig au bikömme, wo Si verdient hänn.

Ihri Lütt vo der Gass heisse jo au nüm Tippelbrüeder und Junkies. Die heisse jetzt Kunde!

Gassekuchi, Gassekuchi ... Nei! Ich schaff in der Gasse-tronomie! Das tönt doch scho ganz anderscht!

Von der „Gosse“ zur „Gasse“ isch es jo au emol e Schritt gsii!

„Ich mach Gassearbeit“ – das isch eigentlich Sozial-pädagogik vor Ort, das isch Vorortopädie ... ich bi jetzt Vororthopäd, da staunt der Laie!

Sie gänn Obdachlose z Nacht e Dach überem Kopf?

Das hilfem! Also: *Hotel Hilfem*. Jooo! „Ich schaff an der Porte vom Hilfem“ ... *das* wär zittgemäss.

Sie mache Mueter-Kind-Berootig, Finanzkriseberootig, Rächtsberootig für Legali und Illegali, und alles ohni die offizielle Stelle z informiere, ohni dass es denn bi der Kesb zum Kesperli-Theater kunnt. Also Beratung im Geheimen, wie wär's mit Geheimrat?

Wurum nid? „Ich schaff als Geheimrat!“

Sag du einere, wo butzt, emol Putzfrau, dasch e Beleidigung. Das tönt nach: kurz vor em Rand!

Nei – me seit facility services. D Lohn göön abe und d Nämme göön glichzittig wahnsinnig uff.

Aber d Angst vor em Rand, die hänn alli.

„Mir vo der SVP Frauegruppe St. Galle sinn jetzt bi de Wahle mit em Wahlholz unterwechs.

Also der Teig schön usswaale ... alles ganz flach mache und was use stoot, was Widerstand gitt, eifach uff d Sitte use trucke, das git denn der Rand. Denn Zwetschgewaie bruucht en Rand. De isch zwar maischtsens nid ganz bache, aber hert nach usse muen er si, möglichscht hert!

Dass üsi kostbare Schwizzerfrüchtli und üses Crème-fraîche-Eierteigli nid use-flutschet! Gell?

Der Rand git Halt, will: Halt heisst ebbe au stopp! Halt! Schluss, fertig, aus, kai Schritt me! DO ISCH D GRENZE!

... Und jetzt wünschet mir IHNE ... en Guete zemme!“

(gesungen) Was ich eifach nid verstand
Immer rede si vom Rand,
Wo hört er uff, wo foot er aa?
Und was verdeggele kunnt denn hindedraa,
änedraa am Rand?

Kenne Si das? Vo Kind aa hesch das in de Ohre:
Eltere, Grosseltere, Lehrer, Kollege, es sages alli:
Die, was nid schaffe, will si nid schaffe,
die lande uff der Strooss.

Pass uff!

Also duesch vo Klei aa immer bi de
Gscheite, Riiche und Schöne aasuuge
Und di integriere ...

Und integriere heisst: Immer gut abschneiden, so lange so gut abschneiden, bis du so klein geworden bist, dass du genau ins Format rein passt!
Aber selbst diejenigen, die scheitern, erfüllen eine ökonomische Funktion:
Psychopharmaka, Antidepressiva sind der Wachstumsmotor der Pharma! ...

50 Prozent aller Angestellten im Bereich Bildung und Soziales sind heute burn-out, die andern sind's *noch* nicht, oder haben's einfach noch nicht gemerkt. Der Mensch ist heute die Krone der Erschöpfung, aber immer mehr wachen auf und merken plötzlich, wo sie sind: im Land der Verheizung ...

Stellen Sie sich vor, da geht doch tatsächlich eine Delegation von Sozialarbeiter/-innen ins Erziehungsdepartement, stellt sich hin und sagt: Meine Herren, wir fassen uns kurz, wir fassen zusammen: Integration, Heroinabgabe, Psychostress, Mobbing, QS, Burn-out, wie weiter?

Vollkommen richtig, da besteht unbedingt Handlungsbedarf, aber wir können da gar nichts machen, denn erst müssen die Fachorgane eine Fachgruppe gründen, die die Kompetenzgruppen mit Kompetenzen ausstattet, und zwar regional und kantonal vernetzt, die Zielgruppen updatet auf den Informations-Level für das Rollout des Pilotprojekts mit einer Hotline, um den Handlungsrahmen abzustechen, wir können da gar nichts machen, bevor die Sachlage durch die Vernehmlassung der Expertise bundesweit punkto Effektivität und Nachhaltigkeit als Massnahmenkatalog in einer Mailing-out-Aktion für ein Brainstorming bei einem Team-Building-Event abklärt, ob überhaupt Handlungsbedarf vorliegt.

Rap

Silvia
Die schöne Silvia
Mit dem roten Haar
Hat vor sieben Jahr
Plötzlich was gecheckt
Und die Kreativität als Markt entdeckt.

Kreativi – tivi – tivi

Seither fährt sie
Im roten Merzi
Von Oberwiesendangen
Nach Unterhochstetten
In die Luxushotels
Zu den Kaderretraiten

Hallo, hallo, aus dem Wagen und hops
In die Workshops.
Da steht sie super kess
Im rosa Joggingdress
Um die Stirne ein Band
Und die Bankers glotzen gespannt.

Kreativität, meine Herren, hörn Sie mal
Ist Kapazität, Kapital, Potenzial.
Ist Viagra für Ihre Qual –
Ifikation, Ifikation,
das lohnt sich schon!
Erfolg garantiert, 30 Prozent und mehr
Also bitte sehr.

Silvia
Die schöne Silvia
Mit dem roten Haar
Hat vor sieben Jahr
Plötzlich was gecheckt
Und die Kreativität als Markt entdeckt.

Die Silvia ist in Kanada
Die Silvia ist in Kanada
Die Silvia ist in Kanada, hei
Sitzt im Park auf ner Bank
Stundenlang, stundenlang
Ohne einen Laut
Und schaut und schaut und schaut ...
Sie ist burn-out.
Und der Lehrer Arnoud
Hat nen neuen Lehrplan aufgebaut
Jetzt hat's ihn umgehaut ...
Burn-out.

Und Sandy und Mandy
Und Roby und Bobby

Steve und Ive
und Mo und Su
Sagen wir's nicht zu laut
Sind burn-out.
Und du? Und du? Und du?

Wir sehen das klar
Das wird epidemisch
Doch keine Angst
No problem
Das lösen wir chemisch.
Jeder hat das Recht auf Zufriedenheit
Projekt liegt bereit. Bei Roche in Weil
Ab Zweitausendsiebzehn
Ex-tasy Ex-tasy ins Grundwasser.
Ex-tasy Ex-tasy ins Grundwasser.
Ex-tasy Ex-tasy ins Grundwasser. Geil!

2. Auftritt

Luzärn isch super. Die Stadt duet vil für die vom Rand. Aber was seit s Land?
Was seit der Bund?
Me hört nüt.
Sch Luzärn ächt *doch* nur e Randgebiet für Bärn?
Mir hänn dänggt: Schaad! Okei, denn bringe mir
halt sälber öbber mit vom Bund, mir gänn s Wort
im alt Bundesrat Häberli – bitte!

Verehrti Aawäsendi, kei Angst, ich fasse mich churz, ich chumme zum
Schluss, ich fasse zämme: Liebi Gassearbeiter/-inne, Ihr Jubiläum isch
für üs en Leischtixuswiis und e Hiiwis ufe Arbeitswiis, wo richtixwisend,
und wägwisend für ois alli, wo mir regional und kantonale zum erste Mal,
als Muettermal, im Fueteral, eh als Vorbild, ... eh gmacht händ. Und do-
rum säg ich mit aller Düttlichkeit:
Gassenbetreuung und Sozialberatung gehören zu den indiwudiällan ...
wudiällan ... ehh ... indiwudiällan Bedürfnissen des Menschen und do-

rum ghöret für öis vo der Regierig Gassenarbeiterinne und Gassen-
arbeiter zu de Fürigs-Chreft, denn Fürigs-Chreft sind Fürix-Chreft, will si
für X-öppis anders weder Chreft no Ziit fürig händ – dorum sinds Fürix-
Chreft! Danckhe.

Gällesi, tuet doch guet, au wideremol e sone Stimm z ghöre, Fritz Häberli, Ex-
Vorsteher vom Justizdepart-Demänt.

Du, jetzt kunnts mer, mir hänn völlig vergässe, d Sicherheitskontrolle do inne z
mache.

Jetzt nehmen Sie bitte alle Ihre rechte Hand und greifen so unter Ihren Stuhl,
einfach um nachzusehen, ob da unten alles in Ordnung ist. Reine Sicherheits-
massnahme. Also, alle miteinander, ja? Wunderbar, sieht ein bisschen aus wie
in einer Moschee ...

Es ist nämlich so, es haben sich gerade bei Veranstaltungen wie dieser in letzter
Zeit immer wieder gefährliche Elemente eingeschlichen, so schwarze Schafe,
wie kürzlich bei der Albisgüetlitagung zum heiklen Thema Migration. Diese
Elemente, die haben dort in allen Klos die WC-Papierrollen abmontiert und
durch Attrappen ersetzt. Kongresspause, die Herren Politiker strömen zu den
Klos und dann geht's los. Jä Gottverdeckel, wo isch jetzt das Papier? Heit dir
mir e chli, chönntet dir mir e chli Papier ...? Dann wird es plötzlich still, denn
jetzt lesen die Herren die kleinen Aufkleber auf der Tür. Darauf steht: „Jetzt
wissen Sie, wie man sich fühlt als Sans-Papiers.“

Frau Widmer-Schlumpf het ganz dütlig xeit: „Mir hend öise finanzielle Rahme
und do paasend Asylante nid ina, die lamped usa!“

Genau, darauf müssen wir jetzt eine Antwort finden, wir leben immer noch in
einem Rechtsstaat, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, das heisst, wir haben die
Freiheit, Mauern zu errichten, dass wir uns drinnen unter unsresgleichen wieder
brüderlich fühlen können. Und nicht den Rand der Gesellschaft ... plötzlich vor
der Haustüre haben.

Selbstschuss-Anlage

Na bitte, kommen Sie herein!
 Sehen Sie, das ist unsere Veranda!
 Unser Park und der Akazienhain
 Zum Glück ist heute auch mein Mann da
 Unser Teich mit einem Krokodil
 Sie atmen frei, ein herrliches Gefühl.

Hier die Mauer, die ringsum geht
 Drei Meter hoch, drauf kommt der Drahtverhau
 Oh, Sie ham den Katalog, oh schön, oh schön ...
 Wir sehen, Israel macht erste Qualität
 In Drahtverhau! Wow spitze, so dicht gerollt!
 Mmmm, ist der scharf. Natürlich unter Strom
 Bei Bedarf, aber klar! Zweitausend Volt ...

Sehen Sie dort – mein Lieblingsplatz
 Wo ich sitze und träume
 Wovon?
 Von meinen süssen Enkelchen, von meinem grossen Sohn
 Ach, haben Sie schon
 Für die Selbstschuss-Anlage die Pläne dabei?

Als Munition hätte ich da lieber
 Kaliber zwei ... Komma zwei!
 Ach, bleiben Sie doch noch zum Tee
 Ein bisschen kaltes Buffet?
 Son' herrlicher Abend, ich denke
 Das Minenfeld, wenn schon, mit drei TNT
 Ich sag' mir immer: Lieber ganz zerfetzt
 Als nur schwer verletzt
 Aber lassen wir das ...
 Noch ein Töstchen? Rohschinken ...?
 Trinken Sie! Pröstchen!

Ich bin zwar allergisch auf diese blöde Knallerei
 Doch ohne unsere Privat-Polizei
 Ohne Schussanlage, Minenfeld und Drahtverhau
 Steht dir der Pöbel plötzlich beim Tresor und macht Radau.

Sehen Sie, die Weltbevölkerung
 Muss sich jetzt mindestens halbieren
 Wir werden zum gegebenen Zeitpunkt dafür sorgen
 Ne Hungersnot, Guerilla-Krieg, lässt sich leicht organisieren
 Nur warten wir noch eben auf den Drahtverhau
 Also wie gesagt – bis morgen.
 Bis morgen ...

Rand, das ist im Moment das Angstgespenst, das in Europa allen im Magen
 sitzt, vom Grossverdiener in Grosshöchstetten bis zum Kleinsparer in Wel-
 schenrohr.

Rand! Das kann ganz vieles sein. Zum Beispiel heute auf Facebook 15 000
 Followers, plötzlich: shitstorm, alle Daumen runter ... Rand, nicht mehr ver-
 netzt!!! Ende, aus, Scheisse!

„Joo, es cha amme so schnell goo und es cha ebbe jede traffe.“ Und deshalb
 klammert sich ganz Europa fest an einer riesigen Finanzblase, Diagnose: Bla-
 senschwäche.

Europa ist ein Inkontinent. Wird täglich gepampert von den Banken, die uns die
 verpissten Windeln dann auch noch als Wertpapiere verkaufen. Geld stinkt
 nicht?? Angstpisse!!

Oh, den Bänkern geht es schlecht. Sie stehen da mit abgesägten Hosenbeinen.
 Sie sagen: „Ohni Boni gooni.“ Peng! Die Bänker wissen genau, sie müssten
 schon längst ihre Boni von damals zurückgeben, aber jeder Bänker weiss: My
 bony is over the ocean.

„Die Leistungsgesellschaft ist alternativlos und wer immer dasselbe sagt, hat
 recht.“

„Wir müssen eben sozial leistungsfähiger werden, das Soziale viel besser ma-
 nagen, also schlanker und effektiver gestalten, mit Anreizsystemen und nach-

haltigen Lösungsstrategien, und nachhaltig ist etwas dann, wenn man uns nachher keine Vorhaltungen machen kann“, sagen die Kompetenten.

Kennen Sie das?

Weiter- und Weiter- und Weiter-Bildungen, für Schrauben-Schlüsselqualifikationen, dann ist das Soziale tipptopp organisiert – aber es ist keiner mehr drin, weil Menschen, so, wie sie sind, die sind da nicht vorgesehen ... Aber wem sag ich das ... Egal. Hauptsache, die Kompetenten sind kompetent ...

„Meine Damen und Herren, hier muss ich als Ethiker und Schüler von Sloterdijk heftig, heftig intervenieren ...“

Kompetenz ist per definitionem eine explizite Form von *Würde*. Ja, von Würde. Der, die Kompetente weiss ganz genau, was sie wann, wie und wo tun *würde*; kann es aber nicht tun – die Würde verbietet's! Spüren Sie jetzt die politische Tragik, die abgrundtiefe Qual – ifikation, die in diesem Wort verborgen liegt?“

Sehen Sie, es wimmelt überall von Enten. Wir haben die Doz-Enten, die Pro-
min-Enten, die Refer-Enten, die Indiffer-Enten, die String-Enten und natürlich
all diese Kompet-Enten.

Die Kompet-Enten

Wir sind die Kompet-Enten
Denn endlich sind wir qua-
Wir sind jetzt qua-qua-quali-
Qua-qua-qualifiziert.

Wir ham jetzt vili Quali-
Quali-vili qua-qua
Qualifi-kaka-tionen
Und stehen viel besser da.

Wir watscheln stolz von früh bis spät
Und sichern jede Qualität
Qua-qua-qua-qua so so!
Und was nicht abgesichert ist
Das landet auf dem Entenmist

Qua-qua-qua-qua-qua-quaaa!

Für eine Mast mit Fachlichkeit
Sind wir zum letzten Schritt bereit
Wir legen uns aufs Kissen hin
Und geben uns dem Wissen hin.
Erst kommt der Qualifick – oh,
Dann kommt der Zertifick – oh,
Davon wird das Portfolio – ganz dick – oh!

Aber jetzt, jetzt, jetzt,
Wird der Schnabel gewetzt
Es steht an allen Türen
Jetzt wollen wir zack-zack
Eine neue Hack-
Ordnung einführen.

Und zwar mit Qua
Ist das kla?
Wir ham nur Qua im Grind
Weil wir gebildet sind.

Wir sind die Kompet-Enten
Denn endlich sind wir qua-
Wir sind jetzt qua-qua-quali-
Qua-qua-qualifiziert.

3. Auftritt

Die Arbeitslosi

Ich ha jo alles gemacht: Kemifägerinne-Lehr aagfange, nach sächs Monet Meis-
ter gestorbe, Lungenkrebs finito, kei Lehrstell me ...
Dann Velokurier, Schädelbruch, ein Konkurränt het mi vo hinte umgfahre ...
Dann Agentur für Hundespaziergäng ... Wadebiss!
Dann Papiersunnenschirmli für Coup Danmark organisiere und so Seich ...

Dann het's mer glängt.

Ich weiss no genau, s isch zmittz im Shoppingcenter xi – plötzlich het's im mim Kopf gmacht: Peng! und ich ha alles gschnallt, verstoosch ...?

Ok ich bi jetzt arbeitslos, aber ich sag Ihne öbbis: Hee, Si rede immer vo Arbeitsplätz Mir läbe do in ere Überversorgig mit Ware, wo us de Regal quelle und do noch Arbet go schreie, isch doch eifach pervärs. Jetzt stelle Si sich emol dä Seich vor, wo mir Arbeitslose zum Glück *nit* produziere: dä Sunnehuet mit ibau-tem Radio, die neuvi Marke Ice-Tee mit Moschus-Aroma, die Jux-Postkarte zum Uffässe. Das git's alles *nit*, dank uns! Das isch *unsere* Verdienst. Und dä wird jetzt ändlig aständig zahlt, wenn *nit*, denn produziere mir dä Seich! Und dorum fordere mir guet zahlti Nit-Arbeitsplätz. Achtung, Nitarbet isch öbbis anders als nit schaffe, denn was mir schaffe, isch Platz, Platz uf em Märt, Platz im Kopf, Landeplatz für neuvi Vorstellige.

Hier, das Geld.

Hier ist das Geld.

S. Aha, das Geld?

M. Ja! Das ganze Geld!

S. Hier ist ganz – wenig Geld.

M. Ja, ganz, ganz wenig Geld.

S. Und hier ...

M. wird's immer mehr und mehr und Meer und Yacht und Strand und Meer.

S. Ja, hier ist die Geldvermehrung und die geht weiter und weiter. Und dort ist die Geldnot.

M. Ja, hier sitzt Pechvogel bis zu den Nasenlöchern in seinem Schuldenberg – ist aber total unschuldig eigentlich.

S. Und dort Reichenstein. Er weint des Nachts im Geheimen verzweifelt in sein goldenes Satinkissen:

„Wie soll ich nur die 30 000 im Monat mehr ausgeben? Gebe ich sie nicht aus, zahle ich im Jahr 600 000 mehr Steuern.“

M. Auch Pechvogel weint jede Nacht in sein kellerfeuchtes Polyamidkissen: „Von wem kann ich jetzt diese 3000 kriegen? Krieg' ich sie nicht, wird morgen alles gepfändet!“

S. N' paar Tausend? Für Reichenstein ist das nichts, ein unerhebliches Detail, ein Krümelchen, ein Furz.

M. Pechvogel muss aber genau das haben.

S. Also?

M. Also! (rennt zum Koffer)

S. Hier ist also das Geld.

M. Ja, das ganze Geld.

S. Und ich spüre an seinen beiden äussersten Polen – Pechvogel und Reichenstein – eine Wahnsinnsspannung. Magnetisch, ja geradezu erotisch ziehen sich die beiden Enden an und möchten endlich, unbedingt einmal zusammenkommen.

M. Ja genau, denn sie ahnen, da könnte plötzlich etwas Unglaubliches passieren, und zwar für beide!

S. Überfluss und Unterfluss, die so viel miteinander zu tun haben, die sollen jetzt miteinander zu tun bekommen.

Und schon ist es so weit, Reichenstein und alle Steinreichen sitzen jetzt jede Woche sechs Stunden hoch motiviert und neugierig in zentral gelegenen Büros und zu Besuch kommen stündlich neue Pechvögel.

M. Wunderschöne Büros, alles ehemalige Banken, die heissen jetzt z. B. Schweizerischer Bitt- und Dankverein oder Fine Angels Institute, und da ist was los!

S. Reichenstein und Pechvogel tauschen ihre Geldsorgen aus. Mein Gott, Ihre Sorgen möchte ich haben.

M. Mein Gott, Ihre Sorgen möchte ich haben.

S. Was, das darf man doch mit Ihnen gar nicht machen. Ich nehm' das in die Hand!

M. Diese und jene tausend Franken werden einfach per Handschlag geschenkt, vergeben und vergessen.

S. Und plötzlich fliegen da und dort die Funken – Ideen, Lösungen, Projekte entstehen, das gestaute Geld kommt in Fluss, als wäre endlich eine Schleuse aufgegangen.

M. Das Sozialwesen wird plötzlich Chefsache und Lieblingshobby der Habenden und Nichthabenden.

S. Und der Staat schaut einfach nur zu, ob alles gut läuft, das reicht. „Steuern ... (Musik hört auf) Steuern“, sagen die Steuerbeamten. „Steuern kannst du das nicht.“

M. „Aber ermöglichen“,

S. sagt Reichenstein.

Das Lied vom Rand

Was ich eifach nid verstand
 Immer rede si vom Rand,
 Wo hört er uff, wo foot er aa?
 Und was verdeggele kunnt denn hindedraa,
 änedraa am Rand?

Stellen Sie sich doch mal vor, diese Angst wäre plötzlich weg? Der sogenannte Abgrund wäre lebbar, ein Stück Leben? Und gar kein Schreckbild mehr ... Wir wären alle nicht mehr erpressbar?

„Wenn du leben willst, hast du für dein Geld zu arbeiten.“

Was hat Geld mit Arbeit zu tun? Arbeit ist die Lust am Leben, doch nicht ein lebenslanges Strampeln für Geld? Wir sind doch nicht auf die Welt gekommen, um ein Bruttosozialprodukt herzustellen – sonst wären wir gleich mit eingewachsenen Füdletäsche geboren worden ...

Es geht einfach um ein *Grundwillkommen* ... braucht doch jeder: Hallo, du darfst leben ohne Wenn und Aber. Mach doch genau das, was du willst! Mensch nochmal! Neineinei! Faulheit ist *nicht* unser Problem – aber dass wir uns die Lust an unserer Arbeit nicht nehmen lassen ... dass wir uns *das* nicht nehmen lassen! Denn *davon* leben wir ...

Lisa

So aber verdeggele, jetzt mües ich Ihne emol ebbis sogee: Hitte, wo d Berse scho wieder gwagglet und ALLI numme Schiss hänn ... ABER NEI, si schreie immer no Wachsdum, Wachsdum ...

Die einte wachse und die andere sin die Dumme
 Und die Wachsdumme ziehn immer Hoffnigscherzli ...

Ich bi Gmiesere üs em Elsass, ich weiss, vo was ich red. Jo, i sogs wies isch! Es geht doch um unser eige Woxdumm. Es geht um das *inneri* Gärtli, um die aigene Fricht, um die innerä Blüeme und Striicher, wos darf chrutte und wochse. Um *das* Gärtli, wo jede het und mües ha, sogar *Si*! Wos bi jedem wochst und

chrüttet und wo jede mües lüege, doss em nit jedä Momänt irgend so ne gnormte Trottel drytramppt!

Schlusslied

Ich gseh, üs Ihrem Mühl, do rügle Reneclaude
 Ä risä Sunneblüeme, wogst üs Ihrem Ohr
 Uf Ihrer zarte Hüt wochst wisse Floks bis üfä Bode
 Und wenn Sie lache, rägnets Tryybeli us de Hoor

Ach, wenn Sie wüssten, wie enorm wir Sie bestaunen
 Diese Zwetschgenbäume – auf Ihrem Knie
 Und immer wenn Sie reden – diese kleinen, dunkelbraunen
 Nüsse auf der Hand – haben nur Sie!

Plötzlich merken Sie – und das ist Ihnen peinlich:
 Ihre goldenen Rosen haben kein Diplom.
 Ihre Birnen sind knallbunt statt rassenreinlich
 Ihre weissen Kirschen sind nicht marktkonform

Man sagt – Sie sollen den Garten räumen
 Und was Sie brauchen, einfach importier'n
 Ihr Areal verzier'n mit Plastikbäumen
 Die Realität nicht aus den Augen verlier'n

Wir aber rufen: hoch mit Ihren Bohnen!
 Wenn heute etwas wachsen soll, dann Sie!
 Wir lieben Sie, mit Ihren roten Anemonen
 Weil sie weithin duften – und vor allem wie!

Und plötzlich wird Ihr Garten umgezont,
 Die Standfläche zur Nutzfläche erklärt.
 Merken Sie jetzt, dass wachsen sich nicht lohnt?

Wir aber rufen: Hoch mit Ihrem Garten!
 Wenn heute etwas wachsen soll, dann Sie!

Wir sind gespannt auf tausend neue Arten
 So ne grosse, goldene Pflaume gab's noch nie.

Lassen wir uns einfach nicht enteignen
 Beharren wir auf unserem eig'nen Grund
 Wir werden unsere Löwenzähne zeigen
 Und sind stolz auf unsere Brennesseln im Mund.

4 Kirchliche Gassenarbeit – ihr Nutzen für suchtbetroffene Menschen

Interview mit Beatrice* (55)

Pirmin Bossart

(* Name geändert)

Was haben Sie für einen Bezug zur Gassenarbeit?

Beatrice: Das erste Mal kam ich in Kontakt, als sich die Chuchi noch an der Zürichstrasse befand. Das war ganz in den Anfängen der offenen Drogenszene. Ich denke, dass ich damals, es war um 1985, auch zum ersten Mal mit einem Gassenarbeiter in Kontakt kam. Ich ging in die Chuchi, um eine Suppe zu essen oder mich aufzuwärmen. Es war eine ganz andere Szene damals. Man konnte noch nicht mal Spritzen tauschen. Diese wurden gedealt wie die Drogen selber. Die Repression war gross. Ständig wurden wir auf den Polizeiposten gebracht. Viele Junkies waren krank, hatten Abszesse oder waren HIV-positiv. Immer wieder sind Leute gestorben.

Wie sind Sie süchtig geworden?

Beatrice: Ich hatte einen guten Job in einem Gewerbebetrieb, fuhr ein Auto, führte ein normales Leben. Ein Freund von mir hat Heroin konsumiert. Dann habe ich es auch mal probiert. Ich war neugierig. Schnell sind die Abstände immer kürzer geworden. Schliesslich war ich soweit, dass ich ohne Heroin an meinem Arbeitsplatz nicht mehr funktionieren konnte. Ich war froh, dass ich ab und zu auf die Post musste. So konnte ich mir im Geheimen unterwegs wieder einen Schuss setzen. Irgendwann konnte ich meine Sucht nicht mehr verstecken. Mein Chef sagte mir, dass ich einen Entzug machen solle, dann könne ich wieder kommen. Ich habe es nicht geschafft. Ich hatte meinen Freundeskreis, man war drauf, es gab keine anderen Prioritäten.

Wie lebten Sie?

Beatrice: Es war ein 24-Stunden-Job. Es ging nur darum, den Stoff aufzutreiben. Das Gramm kostete 600 Franken. Man hat alles gemacht, um sich das Geld zu beschaffen. Ich brauchte kein Mitleid. Ich fühlte mich in den Drogen aufgehoben. Ich hätte nie eine Einladung angenommen zu einem feinen Essen oder sonst einer Goodwill-Aktion. Mein Job war ein anderer: besorgt zu sein, dass ich die Ration Drogen, die ich brauchte, auftreiben konnte.

Sie wurden damals auch schwanger?

Beatrice: Ja. Ich lernte einen Mann kennen und wir heirateten. Auch er konsumierte regelmässig Heroin. Nur hat er in einer guten Firma sehr zuverlässig gearbeitet und das jahrelang so durchgezogen. Dank Methadon, dessen Dosis ich ständig abbaute, konnte ich in der damaligen Notschlafstelle im Eichwäldli jobben. Irgendeinmal hatte ich genug von diesem Junkie-Umfeld und von allem. Wir beschlossen, mit unserem Kind nach Asien zu fahren, weg von allem. Es ging auch in unserer Ehe nicht mehr so gut und wir hofften, dass mit dieser Reise unsere Beziehung wieder stabiler würde.

Hat es gehalten?

Beatrice: Nein. Wir haben uns nach ein paar Monaten in Asien getrennt. Mein Mann fuhr zurück in die Schweiz. Dort ist er wieder voll auf die Drogen abgefahren. Ich bin geblieben, ich fühlte mich wohl. Später lernte ich einen Einheimischen kennen, zog zu ihm und wurde wieder schwanger. Es war eine gute Zeit. Sie hat mir ermöglicht, von den Drogen loszukommen. Ich habe seitdem nie mehr etwas konsumiert.

Wann sind Sie wieder in die Schweiz zurückgekehrt?

Beatrice: Als mein Kind fünf Jahre alt war. Ich wollte, dass es in der Schweiz zur Schule gehen konnte. Die Schweizer Botschaft ermöglichte uns den Rückflug. Nach neun Jahren nahm ich Abschied von Asien. So kamen wir eines Tages ohne nichts im Luzerner Bahnhof an. Ich wusste nicht, wie es weiter gehen sollte. Das war der Punkt, an dem ich zum zweiten Mal mit der Gassenarbeit in

Berührung kam, nämlich mit dem Paradiesgässli. Ich bin diesen Leuten ewig dankbar. Ohne sie hätte ich es nie geschafft.

Wie hat das Paradiesgässli konkret geholfen?

Beatrice: Das Paradiesgässli hat mich in allen Belangen unterstützt. Bei den Behördengängen, den Verhandlungen mit dem Sozialamt, den Abklärungen mit der Schule, meiner Integration ins Berufsleben. Ich habe wieder eine Wohnung gefunden. Für die Kinder bekam ich Kleider. Sie haben alles unternommen, damit ich und auch die Kinder wieder ein geregeltes Leben führen konnten. Mir wurde immer wieder der Rücken gestärkt. Die Kinder haben viel Unterstützung bekommen, Nachhilfe, Freizeitgestaltung, Geburtstagsfeier, Kinderlager, Samichlaus und vieles andere mehr: Das sind unvergessliche Erlebnisse.

Wo stehen Sie heute?

Beatrice: Ich bin seit 20 Jahren drogenfrei und fühle mich weit davon weg, es je wieder zu probieren. Ich arbeite regelmässig. Heute bringe ich mich selbstständig durch. Ich habe mit Rauchen aufgehört, treibe jetzt Sport, spüre meinen Körper, das tut mir gut. Nicht alle Junkies sind für ewig verloren. Nicht alle sind einfach Penner und Schmarotzer. Und auch die Kinder können es schaffen. Wir sind das beste Beispiel dafür. Aber ich kenne noch einige andere, die nach langen Jahren Sucht wieder ein ganz normales Leben führen.

Haben Sie weiterhin Kontakt zum Paradiesgässli?

Beatrice: Ja. Das Paradiesgässli ist ein Teil meiner Familie geworden. Wenn ich mich austauschen will oder ein Problem habe, ist das Paradiesgässli meine Anlaufstelle. Zudem kann ich den jüngeren Drogenkonsumierenden auch etwas bieten. Ich bin ein Vorbild, ich habe es geschafft, von den Drogen wegzukommen. Viele suchen Rat bei mir. Das freut mich. Ich werde geschätzt und kann etwas weitergeben. Für mich ist das auch ein grosses Stück Lebensqualität.

Haben Sie das Gefühl, dass die Drogenkonsumierenden heute weniger stigmatisiert werden?

Beatrice: Ich bin mir da nicht sicher. Auch nach meiner Rückkehr in die Schweiz habe ich auf gewissen Stellen gespürt, dass sie mich aufgrund meiner Drogenvergangenheit nicht richtig ernst genommen haben. Du kannst noch so arbeiten und dich bemühen: Etwas bleibt zurück. Wenn es darauf ankommt, begegnet dir Misstrauen, ob du es wirklich schaffen kannst.

Wie betrachten Sie aus der heutigen Perspektive die Drogenszene und die Angebote, die inzwischen bestehen?

Beatrice: Es ist super, was die Gassenarbeit alles leistet. Es braucht sie auf jeden Fall. Drogenabhängige sind ein Teil der Gesellschaft so wie die Millionäre auch. Also sollen sie auch anständig behandelt werden. Die Gesellschaft hat genug zum Geben, sie hat ja auch genug zum Fortwerfen. Aber manchmal scheint es mir, dass mit dem ganzen Versorgungsangebot und dem Bestreben der Gesellschaft, das Elend aus den Augen zu haben, die Junkies einfach stillgelegt werden. Viele bleiben so drin in ihrem Kreislauf. Dabei hat jeder und jede Ressourcen, die geweckt werden müssten. Es braucht Arbeit und Integration. Man darf und soll die Junkies nicht einfach aufgeben. Im Paradiesgässli habe ich das erfahren. Dort ist man sehr bemüht, dass die Leute sich neu orientieren und in der Gesellschaft wieder ihren Platz finden können.

Interview mit Roger* (58)

Pirmin Bossart

(* Name geändert)

Wie sind Sie mit der Gassenarbeit in Kontakt gekommen?

Roger: Das war vor ungefähr drei Jahren. Marlies in der Gasse Chuchi hat eines Tages zu mir gesagt: „So, Roger, jetzt ist fertig mit dem Nomadenleben. Ich mache dir einen Termin mit dem Team Gassenarbeit.“ Seitdem habe ich dort regelmässig Termine. Ich werde gut betreut. Es wird mir geholfen.

Warum führten Sie vorher ein Nomadenleben?

Roger: Ich wohnte in Kriens, wo ich eine Eigentumswohnung mieten konnte. Dann wurde mir gekündigt, wegen Eigenbedarf. Da ich nicht gleich etwas Passendes fand, beschloss ich, auf der Strasse zu leben. Das machte ich fast drei Jahre lang. Ich habe im Wald geschlafen, in WC-Anlagen oder sonst einer Nische, wo ich mich hinlegen konnte. Wenn der Winter hart war, konnte ich in der Notschlafstelle pennen. Sie machten auch mal eine Ausnahme, wenn ich die Zeit überschritten hatte.

Sie blicken auf eine längere Drogenkarriere zurück. Wie hat das Ganze angefangen?

Roger: Vor etwa 35 Jahren. Ich hatte damals ein Velo-Business in Zürich und noch ein kleineres Geschäft in Ennetbürgen. Ich war Generalimporteur einer bestimmten Marke und habe 28 Geschäfte beliefert. Der Druck war gross, ich hatte viel zu tun und zu organisieren und war viel unterwegs für Besprechungen. Am Abend wollte ich auch noch ein wenig Vergnügen haben, mitreden, bei den Leuten sein. So habe ich mit Kokain angefangen, um das alles durchzuhalten. Und was machst du, wenn du mit der Zeit nicht mehr richtig pennen kannst? Du nimmst das braune Pulver, Heroin, damit du wieder herunterkommst. Und schon bist du in der Spirale, weiss, braun, weiss, braun.

Haben Sie nicht versucht, da rauszukommen? Entzug? Therapie?

Roger: Ich habe mir das schon überlegt. Aber ich wusste nicht, wie es mit dem Betrieb weitergehen sollte. Ich wäre dann ja monatelang weg gewesen. Schliesslich hatte ich die glorreiche Idee, das Geschäft zu verkaufen. In den nächsten fünf Jahren lebte ich in Amsterdam, hatte eine Superwohnung und liess es mir gut gehen, bis ich keine Kohle mehr hatte. Ich habe dort weiter konsumiert. Nur war der Stoff einfach viel besser, als du ihn hierzulande bekommst.

Warum sind Sie zurückgekommen?

Roger: Ich hatte kein Geld mehr und wollte in der Schweiz etwas Neues versuchen. An der Grenze haben sie mich gleich verhaftet. Als Zivilschutz-Instruktor hätte ich Kurse geben sollen, stattdessen bin ich einfach verschwunden. Deswegen war ich international ausgeschrieben. Ich lebte dann bei einem Kollegen in Obwalden, später kam ich nach Luzern. 1995 oder 1996 war ich erstmals im Wohnhuus. Da war auch noch dieser Italientrip, wo ich verhaftet wurde. Ich hatte einen Typen zusammengeschlagen, weil er mir ans Geld wollte. Ich wurde acht Monate eingebuchtet und erhielt zehn Jahre Landesverweis.

Wie gehen Sie heute mit den Drogen um?

Roger: Seit gut 20 Jahren nehme ich Methadon. Das hilft mir, normal funktionieren zu können. Ich bekomme vom Hausarzt jeweils gleich eine Dosis für eine Woche. Ohne Methadon würde ich schnell „äffig“ werden. Gelegentlich konsumiere ich immer noch Koks und Sugar, aber eher selten. Eigentlich habe ich es gut im Griff. Ich achte darauf, dass ich nicht abgefickt daherkomme, mich pflege, saubere Kleider trage und auch beim Wohnen Ordnung halte.

Welche Angebote der Gassenarbeit nutzen Sie?

Roger: Moni, meine Betreuerin, macht für mich die Finanzverwaltung. Sie hilft mir bei den administrativen Sachen und erledigt den ganzen Briefverkehr mit den Ämtern und Gemeinden. Sie hat mir sehr geholfen in diesem Wirrwarr mit den Zuständigkeiten für die Zahlungen und Kostengutsprachen. Ich habe eine halbe IV-Rente und bekomme Gelder von den Ergänzungsleistungen. Da Luzern das Wohnhuus nicht als Wohnsitz anerkennt und andererseits auch Kriens,

wo ich angemeldet bin, keine Kosten übernehmen will, ist das ein grosser Aufwand, um die Restfinanzierung zu sichern. Aber Moni hat es geschafft, dass ich jetzt rückwirkend wieder Gelder bekomme, auf die ich Anrecht habe.

Wie wichtig ist die Gasse Chuchi?

Roger: Ich bin sicher viermal pro Woche dort anzutreffen. Ich helfe manchmal beim Kochen, Abwaschen und Catering mit. Das gibt wieder einen finanziellen Zustupf. In der Kontakt- und Anlaufstelle injiziere ich den Stoff.

Was finden Sie besonders gut bei der Gassenarbeit? Wie können Sie profitieren?

Roger: Ich finde es gut, dass meine Gelder verwaltet werden. So überlegst du dir zweimal, wieviel du für etwas ausgeben willst. Man wird automatisch weniger leichtsinnig. In dieser Szene hast du ja viele sogenannte Freunde, die ständig kommen und sagen, „kannst du für mich ...“, „gibst du mir ...“ usw.

Braucht es neue Angebote?

Roger: Nein, für mich stimmt das. Es müssten eher mehr Leute die Angebote umfassender in Anspruch nehmen. Nicht einfach nur gehen, wenn es Geld gibt, sondern sich auch auf Gespräche einlassen. So könnten sie zum Beispiel endlich die Sanierung ihrer Altlasten angehen oder überhaupt ihre Lebenssituation etwas besser regeln. Die Leute von der Gassenarbeit sind sehr professionell. Sie gehen anders mit dir um als auf dem Sozialamt. Dort bist du einfach eine Nummer und wirst abgefertigt. Hier wirst du ernst genommen, es läuft persönlicher und sicher auch unbürokratischer.

Was haben Sie für Wünsche, wie es weitergehen soll?

Roger: Ich wünsche mir vor allem Gesundheit und dass es weiterhin so gut läuft wie jetzt gerade. Ich bin zufrieden. Wieder mal eine eigene Wohnung wäre sicher gut. Ich habe auch Freude an meiner Tochter. Sie ist 30 Jahre alt und hat in Luzern die Hotelfachschule gemacht. Mit Drogen hat sie nichts am Hut. Zum Glück. Ich sehe immer wieder junge Frauen, die sich völlig kaputt machen. Sie

fixen sich in die Füsse und in die Leistengegend. Dann kriegen sie dort Abszesse. Drogen können fürchterlich sein.

Interview mit Corinne* (43)

Pirmin Bossart

(* Name geändert)

Corinne, wir befinden uns hier im Wohnhuus an der Murbacherstrasse. Wie lange leben Sie schon hier?

Corinne: Ich bin im Februar 2014 im Wohnhuus eingezogen. Ich stand fast ein Jahr auf der Warteliste. Jetzt habe ich ein eigenes Zimmer, eine gute Struktur, ich bin sehr froh.

Wo haben Sie vorher gelebt?

Corinne: Ich lebte jahrelang auf der Strasse. Geschlafen habe ich in öffentlichen WC-Anlagen, ich hatte einen Schlafsack oder ein paar Decken. Phasenweise fand ich Unterschlupf in der Notschlafstelle. Das hat sich immer wieder abgewechselt. Aber gut zwei Jahre habe ich nur auf der Strasse verbracht.

Wie haben Sie mit dem Drogenkonsum angefangen?

Corinne: Im Ausgang. Ich traf Leute, die Kokain schnupften. Sie haben mir den Stoff angeboten. Das war vor etwa 15 Jahren. Ich hatte vorher nie mit Drogen zu tun, kannte auch keine Gassenleute, habe nicht mal Cannabis geraucht. Mit dem Kokskonsum stieg der Geldbedarf. Um an Stoff zu kommen, kam ich mit Konsumierenden von der Gasse in Kontakt. Bald begann ich das Kokain in der Pfeife zu rauchen, später kam Sugar dazu. Irgendwann habe ich die Wohnung verloren.

Was waren die schlimmsten Erfahrungen?

Corinne: Es war die Zeit, da ich draussen lebte und sehr viel konsumiert habe. Ich brauchte jeden Tag 500 Franken für den Stoff. Ich habe Dealern geholfen, so habe ich meinen Konsum finanziert. Aber ich ging auch auf den Strich.

Was haben Sie vor dieser Drogenzeit gemacht?

Corinne: Ich absolvierte die Hotelfachschule in Risch und habe dann ein paar Jahre in verschiedenen Betrieben gearbeitet. Bald stieg ich um und ging als Erziehungshilfe zu Familien, wo ich Kinder betreute. Das machte ich mehrere Jahre lang.

Wie kam es dazu, dass Sie nach den Jahren auf der Strasse Ihre Situation jetzt doch beträchtlich verbessern konnten?

Corinne: Es begann damit, dass die Leute von der Notschlafstelle in meinem Namen eine Gefährdungsmeldung an die Kesb gemacht haben. Es sollte geprüft werden, ob ich einen freiwilligen Beistand bekommen sollte. Aber im Grund ging es darum, dass ich überhaupt wieder in das soziale System hineinkommen konnte. Ich war ja nirgends mehr angemeldet, musste mich selber durchschlagen. Ich bekam dann eine Kostengutsprache für die Notschlafstelle. Später erhielt ich dann auch die erste Auszahlung vom Sozialamt.

In dieser Zeit meldeten Sie sich auch bei der Gassenarbeit. Wie hat sich dieser Kontakt entwickelt?

Corinne: Ich hatte von Leuten gehört, die sehr gute Erfahrungen mit der Gassenarbeit machten. Deshalb entschloss ich mich, diese Hilfe in Anspruch zu nehmen. Natalie ist meine Bezugsperson geworden. Sie hat mich auf dem Sozialamt angemeldet und ist das erste Mal auch mitgekommen.

Wie können Sie sonst von der Unterstützung der Gassenarbeit profitieren?

Corinne: Ich kann mich melden, wenn ich Probleme habe. Ich bin nicht mehr allein und habe jemanden, der mir den Rücken stärkt. Früher, als ich noch auf der Strasse lebte, habe ich ab und zu auch das Ambulatorium besucht, wo man sich waschen und duschen kann und wenn nötig auch Kleider erhält.

Wie kommen Sie heute mit den Drogen klar?

Corinne: Seit einigen Monaten bin ich im Methadonprogramm. Ich gehe jeden Abend ins Drop-in und hole mir die Ration. Mit dem Methi muss ich nicht mehr

herumstressen. Gelegentlich konsumiere ich trotzdem noch Cola oder Sugar, aber nur sehr sporadisch. Dank dem Methi brauche ich die Drogen nicht mehr wirklich, sie bestimmen nicht mehr mein Leben. Ich kann aufstehen und muss nicht gleich losspringen. Und am Abend muss ich mir keine Gedanken machen, dass ich am nächsten Tag erwache, nichts habe und „äffig“ werde. Das war immer der Horror.

Wie blicken Sie auf Ihren Drogenkonsum zurück?

Corinne: Am Anfang fährt der Stoff noch ein, aber ziemlich schnell brauchst du ihn nur noch, um normal funktionieren zu können. Ich hätte mir nie vorgestellt, dass es so schnell geht und dass die Drogen dich so tief reinziehen können. Deswegen bin ich auch vorsichtig mit dem Zwischenkonsum. Früher war ich oft in der Chuchi und in der Kontakt- und Anlaufstelle, wo ich Drogen konsumierte. Heute gehe ich nicht mehr hin, um mich zu schützen. Aber ich bin mir sicher, dass ich nicht mehr abstürzen werde. Wenn du es einmal gekannt hast und einigermassen intelligent bist, willst du das nicht mehr haben.

Braucht es in der Gassenarbeit weitere Angebote? Müsste sie sich verändern?

Corinne: Ich sehe keinen Grund. Die Angebote sind breit und gut. Ich habe keine Probleme damit, im Gegenteil. Ich bin sehr zufrieden. Ich habe jetzt endlich wieder einen Boden gefunden, um ein einigermassen normales Leben führen zu können. Die Gassenarbeit soll bleiben, wie sie ist, und machen, was sie kann.

Und Sie selber? Wie stellen Sie sich die nähere Zukunft vor?

Corinne: Zuerst möchte ich meine Wohnsituation hier weiter festigen. Ich denke, dass mir eine Beschäftigung gut tun würde. Es gibt verschiedene Angebote. Am ehesten würde mich das Kreativ-Atelier der Caritas interessieren, wo man Sachen gestalten kann. Längerfristig könnte ich mir vorstellen, wieder mal selbstständig zu wohnen und selbstständig zu leben. Aber vorderhand bin ich noch froh um Begleitung.

Haben Sie Kontakte zu Ihren Eltern und Angehörigen?

Corinne: Die Kontakte habe ich schon lange abgebrochen. Ich habe mich nicht mehr mit ihnen verstanden. Aber ich habe zum Glück ein paar gute Freunde, die nicht von der Szene sind. Normal verdienende Leute, die einen Job haben oder ein Geschäft führen. Mit ihnen verstehe ich mich gut. Mit einem Partner war ich nie zusammen. Ich bin eine Einzelgängerin.

Interview mit Dani* (43)

Pirmin Bossart

(* Name geändert)

Welche Drogen- und Gassenerfahrungen haben Sie?

Dani: Seit 23 Jahren konsumiere ich Drogen, vor allem Heroin und Kokain. Ich habe auch die Szene in der Eisengasse erlebt, war dort aber nicht stark involviert. Wenn es mir schlecht ging, bin ich nach Zürich abgehauen. Dort war ich dreimal mehrere Monate obdachlos auf der Gasse. Ich war am Letten oder an der Langstrasse. Dann habe ich mich jeweils wieder aufgerafft, bin zurückgekommen und habe auf dem Bau gearbeitet.

Wie gehen Sie heute mit den Drogen um?

Dani: Ich bin im Methadonprogramm, was für das Arbeiten eigentlich gut wäre und früher auch gut geklappt hat. Es gibt dir eine Sicherheit. Aber seit drei Jahren bin ich arbeitslos. Trotz Methadon konsumiere ich ab und zu Drogen. Seit anderthalb Jahren lebe ich in einer Einzimmerwohnung, die ich selber gefunden habe.

Welche Angebote der Gassenarbeit nutzen Sie?

Dani: Ich halte mich regelmässig in der Chuchi auf. Ab und zu bin ich auch im Konsumraum, wo ich Heroin rauche oder Kokain spritze, aber längst nicht jeden Tag. Dafür fehlt mir das Geld. Früher war ich hin und wieder im Ambulatorium. Sonstige Angebote wie Einkommensverwaltung, Hilfe bei Krankenkassen- oder Steuersachen habe ich nicht genutzt, obwohl mir das oft angeboten wurde. Ich habe immer alles hinausgeschoben. So hat es sich mit der Zeit meistens selber erledigt.

Was finden Sie besonders gut? Was spricht Sie weniger an?

Dani: Es ist schon mal gut, dass es die Gassenarbeit überhaupt gibt. Ich schätze den Konsumraum, vor allem, dass ich ihn auch als Nidwaldner benutzen kann. In Zürich musste ich bei allen Angeboten immer draussen bleiben. Auch beim Ambulatorium habe ich schon Hilfe erhalten. Ich hatte einen Abszess, den ich dort behandeln lassen konnte. Das ging unbürokratisch und war viel einfacher, als wenn ich einen Arzt hätte aufsuchen und auf einen Termin warten müssen.

Braucht es neue Angebote?

Dani: Ich denke nicht. Das Problem ist, dass es viele gibt, die sie gar nicht benutzen oder beanspruchen, obwohl es eine gute Sache wäre. Es gibt die Leute, die sich nicht helfen lassen wollen oder die viel gutes Zureden brauchen, damit sie es einmal versuchen. Von daher bringt es nicht viel, die Angebote noch weiter auszubauen. Man kann heute schon genügend und gute Angebote nutzen.

Gibt es noch eine Drogenszene in Luzern? Wo ist sie?

Dani: Es gibt sie höchstens noch am Bahnhof, aber auch dort nur in beschränktem Umfang. Das Ganze hat sich verteilt. Viele dealen oder konsumieren in den Wohnungen. Für die Bevölkerung ist es sicher gut, dass die offene Drogenszene verschwunden ist. Für uns Konsumierende war es in der ersten Zeit nach der Auflösung eher schwierig. Eine Zeitlang war die Szene im Vögeligärtli. Auch ich bin dort verkehrt, wenn ich etwas brauchte. Aber das war ein schlechter Platz, mit dem Kinderspielplatz und allem. Im Nachhinein verstehe ich, dass sich die Bevölkerung gewehrt hat. So, wie es heute ist, finde ich es o. k.

Ist die Akzeptanz und Toleranz gegenüber den suchtmittelabhängigen und randständigen Menschen in den letzten Jahren gewachsen? Wie erleben Sie das?

Dani: Ich kann das schwierig beurteilen. Die Situation ist auch je nach Kanton verschieden. In Zürich ist die Akzeptanz sicher grösser als in Luzern oder Nidwalden, obwohl es in Luzern auch besser geworden ist. Aber die Akzeptanz schwindet sofort, wenn sich Leute, die voll drauf sind, daneben benehmen und negativ auffallen. Das schadet dann der ganzen Szene.

Was wünschen Sie der Gassenarbeit für die Zukunft?

Dani: Ganz sicher, dass die Gassenarbeit weiter so funktionieren kann. Wenn die Angebote von einem Tag auf den andern geschlossen würden, würden wir 20 Jahre zurückfallen. Das kann es nicht sein.

Und was für Sie selber?

Dani: Ich frage mich langsam, ob ich mir noch Ziele setzen soll. Ich habe das in den 23 Jahren immer wieder gemacht und bin immer noch am gleichen Ort. Ich möchte einfach ein glückliches und normales Leben führen. Ich bräuchte einen kleinen Job, mit Methadon würde das gehen. Aber ich habe keinen Abschluss und nichts, bin 43 und habe seit drei Jahren nicht mehr gearbeitet. Was habe ich da für Chancen?

Nachwort: Die Würde des Menschen auf der Gasse

Adrian Loretan

Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen kann als Grundlage einer gerechten Ordnung des Zusammenlebens interpretiert werden. Dieser menschenrechtsorientierten Perspektive schliessen sich die Kirchen an.

Das Zweite Vatikanische Konzil 1962–65 z. B. betont die Universalität der Menschenrechte:

„[J]eder Theorie oder Praxis [wird] das Fundament entzogen, die zwischen Mensch und Mensch [...] bezüglich der Menschenwürde und der daraus fließenden Rechte einen Unterschied macht. Deshalb verwirft die Kirche jede Diskriminierung eines Menschen [...] um seiner Rasse oder Farbe, seines Standes oder seiner Religion willen, weil dies dem Geist Christi widerspricht.“ (Nostra aetate, Nr. 5)

Auch innerkirchlich argumentiert das Konzil menschenrechtlich-theologisch: Es gibt „in Christus und in der Kirche keine Ungleichheit aufgrund von Rasse und Volkszugehörigkeit, sozialer Stellung oder Geschlecht“. (Lumen gentium, Nr. 32; vgl. c. 208 CIC/1983) Daher muss „jede Form einer Diskriminierung [...] beseitigt werden, da sie dem Plan Gottes widerspricht“. (Gaudium et spes, Nr. 29)

1 Die Universalität der Menschenwürde¹

Würde ist für Immanuel Kant ein anderes Wort für „absoluter innerer Wert“². Der Ausdruck „Würde des Menschen“ lässt sich folglich durch den Ausdruck „absoluter Wert des Menschen“ ersetzen. Menschen können sowohl einen äusseren als auch einen inneren Wert haben. Der äussere Wert eines Menschen könnte z. B. der Wert seiner Arbeitskraft sein. Der Mensch ist aber mehr als seine Arbeitskraft. Die Achtung der Personenwürde als „Zweck an sich“ ist mit der Universalisierbarkeitsforderung zusammenzudenken.

Mit dem Würdebegriff im Kant'schen Sinn ist ein Verbot der absoluten Instrumentalisierung eines Menschen verbunden. Sein Konzept der Menschenwürde prägt bis heute die philosophischen Debatten. Diese Beschreibung der Men-

schenwürde beruht auf seinem Konzept der Autonomie (d. h. Selbstgesetzgebung) als dem Vermögen, sich selbst Zwecke (Sinn) zu setzen.

Menschenwürde ist also ein elementarer Achtungsanspruch, der jedem Menschen aufgrund seines Menschseins zukommt. Würde zeichnet den Menschen als Verantwortungssubjekt aus, unabhängig davon, in welchem Ausmass der einzelne Mensch für sich und andere Verantwortung übernehmen kann. Jede schlafende Person ist während des Schlafes nicht fähig, Verantwortung zu übernehmen. Die Menschenwürde besteht also in der prinzipiellen, in vielen Fällen nur potenziellen Fähigkeit des Menschen. Im Strafprozess beispielsweise spricht man davon, dass eine beschuldigte Person „zur Verantwortung gezogen“ wird. In diesem strafrechtlichen Prinzip der Schuld zeigt sich die Achtung der Würde des Menschen als eines Verantwortungssubjekts.

Die Menschenwürde ist der Grund der Menschenrechte in der Verfassung. Sie ist konstitutiv.

„[N]icht die geschichtliche Verfassung als solche konstituiert die Menschenwürde. Nicht die Tatsache also, dass wir in einer bestimmten geschichtlichen Situation aus einer bestimmten Erfahrung der Menschen heraus, die die Verfassung entworfen, ihr zugestimmt und mit ihr gelebt haben, hat die Menschenwürde zum Kriterium gemacht, sondern umgekehrt, die Menschenwürde ist selber als [...] Apriori konstitutiv dafür, dass die Erfahrung so gemacht werden konnte, wie sie gemacht worden ist.“³

Dem Verfassungsgeber steht es also nicht frei, die Menschenwürde einer Gruppe oder einzelner Menschen aufzuheben. Die Nationalsozialisten hatten die Menschenwürde der Juden verneint und ihnen damit alle Rechte abgesprochen. Damit ein solches Verbrechen gegen die Menschlichkeit (Holocaust) sich nicht wiederholt, hat die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte vom 10. Dezember 1948 die Menschenwürde im ersten Artikel der Erklärung festgehalten. Sie fand Eingang in die Nachkriegsverfassungen, so auch in die Schweizerische Bundesverfassung von 1999 (Artikel 7). Philosophisch spricht man von einem transzendentalen Bezug der Menschenwürde. Der Begriff

„[t]ranszendental heisst: Bedingung der Möglichkeit für etwas sein, [...]. Menschenwürde ist eine notwendige Denkvoraussetzung einer gleichen und freiheitlichen Gesellschaft [...], sie ist für konstitutiv zu halten, um eine gerechte Herrschaft im demokratischen Sinne zu bestimmen.“⁴

2 Das göttliche Element in jedem Menschen

Die Menschenwürde ist der Verfassung gegenüber transzendent und überzeitlich.⁵ Sie ist eine Wirklichkeit, die *vor* der Verfassungswirklichkeit liegt, aber auch in den säkularen Verfassungen angesprochen wird.

In einem theologischen Verständnis kann davon gesprochen werden, dass dem Menschen Würde zukommt, weil er Gottes Ebenbild (Gen 1,26 ff.) ist und weil Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist und damit die Würde jedes Menschen verändert hat, so schon Papst Gregor der Grosse⁶. Auch die Nächstenliebe wird als Argument für die Würde jedes Menschen herangezogen.

Der Rabbi Jesus hat nicht moralisch argumentiert, sondern Geschichten erzählt wie z. B. jene vom barmherzigen Samariter (Lk 10,25–37). Dabei etablierte er einen neuen Begriff des Nächsten. „Wer von diesen dreien [Priester, Levit, Mann aus Samarien, A. L.] hat sich als der Nächste dessen erwiesen, der von den Räubern überfallen wurde? Der Gesetzeslehrer antwortete: Der, der barmherzig an ihm gehandelt hat. Da sagte Jesus zu ihm: Dann geh und handle genauso!“ (Lk 10,36–37) Der Samariter hat sich als Nächster erwiesen. Die orthodoxen Gottesdiener, der Priester und der Levit,

„werden entlarvt. Sie stellen fälschlicherweise ihr (falsches) Verständnis der Gottesliebe als kultische Reinheit vor Gott vor den Bedarf an direkt eingeforderter Nächstenliebe. Der nicht-orthodoxe Samariter ist, der die richtige Reihenfolge im Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe einhält, eine Reihenfolge, die z. B. Augustinus unterstützt: wenn eine Alternative bestehe, habe die Nächstenliebe Vorrang!“⁷

Die Grösse Gottes konkurrenziert nicht die Würde des Menschen, im Gegenteil. „Die Ehre Gottes ist der lebendige Mensch“, wie Irenäus von Lyon formuliert: „Gloria Dei – vivens homo“. (Irenäus von Lyon, adv. haer. IV, 20,1–7) Die Menschwerdung Gottes betont die Würde aller Menschen, nicht nur die der Juden oder der Christen. Wer Weihnachten, die Menschwerdung Gottes, bedenkt, kann daher keine Menschen in seiner Achtung schmälern, weil er damit Gottes Würde schmälert. Darauf spielt explizit die religionskritische Haltung des Evangelisten Matthäus in der Weltgerichtszone an: „Ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos und ihr habt mich aufgenommen; ich war nackt und ihr habt mir Kleidung gegeben; ich war krank und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis und ihr seid zu mir gekommen.“ (Mt 25,35f.)

3 Menschenwürde und Menschenrechte

Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte kennt keine philosophische Übereinkunft, warum diese Rechte gelten und unterstützt werden sollten. Genauso wenig gibt es eine weltweit geltende metaphysisch-philosophische Klärung, weshalb die Menschenwürde fundamental ist.⁸ Das Böckenförde-Diktum bezüglich des Staates sollte bezüglich der Menschenrechte daher wie folgt weiterentwickelt werden: Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte von 1948 lebt von geistigen Voraussetzungen, die sie nicht selber liefern kann. Darum spielen weltweit tätige NGOs wie die Kirchen und Religionsgemeinschaften mit ihren Rechtstexten eine derart zentrale Rolle für die Interpretation und auch die intellektuelle Anerkennung der Menschenwürde und der daraus fließenden Menschenrechte.

In der Formulierung der Konzilerklärung über die Religionsfreiheit „Dignitatis humanae personae“ von 1965 sind sowohl das Konzept der Menschenwürde als auch das Konzept der Person zusammengedacht. Die Konzilerklärung betont daher die aus der Personenwürde resultierende verantwortliche Freiheit:

„Die Würde der menschlichen Person kommt den Menschen unserer Zeit immer mehr zum Bewusstsein, und es wächst die Zahl derer, die den Anspruch erheben, dass die Menschen bei ihrem Tun ihr eigenes Urteil und eine verantwortliche Freiheit besitzen und davon Gebrauch machen sollen, nicht unter Zwang, sondern vom Bewusstsein der Pflicht geleitet. In gleicher Weise fordern sie eine rechtliche Einschränkung der öffentlichen Gewalt, damit die Grenzen einer ehrenhaften Freiheit der Person [...] nicht zu eng umschrieben werden.“ (Dignitatis humanae, Nr. 1)

Der kritische Gehalt der Personen- oder Menschenwürde begründet die universalistische, egalitäre und emanzipatorische Grundausrichtung der Menschenrechte. Die Menschenwürde ist der Grund, warum Menschen überhaupt Rechte haben, so Artikel 1 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und des Deutschen Grundgesetzes sowie Artikel 7 der Schweizerischen Bundesverfassung⁹.

Mit der jüdischen Philosophin Hannah Arendt kann man erinnern: „Wir wurden uns der Existenz eines Rechts, Rechte zu haben, bewusst [...] nur weil Millionen von Menschen ins Licht der Geschichte traten, die den Kampf verloren hatten und diese Rechte durch die neue weltpolitische Lage nicht wiedererlangen konnten.“¹⁰ Menschenwürde ist also der Grund des „Rechts auf Rechte“. Die Menschenwürde ist ein wechselseitiger Achtungsanspruch. Würde man die

Achtung der Menschen in ihrer Würde äusseren Kriterien (persönlicher Leistung, gesellschaftlicher Nützlichkeit, Religionszugehörigkeit, Drogenkrankheit etc.) unterwerfen, dann wäre die Menschenwürde in ihrem grundlegenden normativen Status infrage gestellt. Sie wäre von äusserer Beurteilung abhängig und daher kein letzter Bezugspunkt.

Die Menschenwürde konstituiert also das gesamte Feld des Normativen durch ihren Achtungsanspruch. Ohne diesen Achtungsanspruch gegenüber dem Menschen als Verantwortungssubjekt könnte es kein Recht geben. Die Menschenwürde ist ein vorpositiver Grund jeden Rechts, auch des Rechts einer drogenkranken Person.

4 Die Menschenwürde verlangt eine Konkretisierung

Die Menschenwürde wird in einer Verfassung u. a. durch den Grundrechtekatalog (z. B. Artikel 7–36 BV) konkretisiert. Die Menschenwürde wird in einigen Rechtsnormen Gegenstand expliziter rechtlicher Anerkennung:

„Die Anerkennung der Menschenwürde verlangt, dass man einen Menschen nie vollends instrumentalisiert, sondern – innerhalb der funktionalen Bezüge, die das menschliche Miteinander unvermeidlich prägen – immer gleichzeitig auch als Selbstzweck behandelt. Dass Menschen einander als Mittel zu ihren jeweils eigenen Zwecken behandeln, ist zunächst einmal etwas völlig normales und keineswegs per se zu beanstanden.“¹¹

Vom Busfahrer etwa erwartet der Fahrgast, dass er ihn zum Arbeitsplatz bringt. Von der Professorin erwartet der Student, dass sie gut vorbereitete Lehrveranstaltungen anbietet. Die Anerkennung der Menschenwürde liegt nicht jenseits solcher alltäglicher Bezüge, sondern soll *darin* zum Tragen kommen. Die utilitaristische Reduktion des Menschen auf ein blosses Mittel zum Zweck wird durch die Menschenwürde radikal infrage gestellt:¹²

„Entscheidend dafür ist, dass der Mensch die Möglichkeit hat, sich inmitten seiner diversen gesellschaftlichen Rollen und Funktion[en] zugleich als eigenständiges Subjekt zu verstehen und darzustellen.“¹³

Dies verlangt einerseits die Konkretisierung der Freiheit in Freiheitsrechten bzw. Grundrechten der Verfassung. Andererseits hat das deutsche Bundesverfassungsgericht in seiner Rechtsprechung zur Menschenwürde dies mit dem Begriff der „Objektformel“ umschrieben: Danach soll der Mensch um seiner

Würde willen nie als blosses Objekt behandelt werden. Er muss immer zugleich als Subjekt respektiert werden. „Die Menschenwürde als solche ist getroffen, wenn der konkrete Mensch zum Objekt, zu einem blossen Mittel, zur vertretbaren Grösse herabgewürdigt wird.“¹⁴

5 Wer ist nun aber Träger der Menschenwürde?

Kant äussert die Hoffnung, dass die Menschen eines Tages den Mut finden werden, sich aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit zu befreien. Dies könnte die Obrigkeit veranlassen, die Menschen ihrer Würde gemäss zu behandeln.¹⁵ Dieselbe Idee vertritt zur gleichen Zeit Friedrich Schiller im Drama „Don Carlos“, wo gemäss Grimms Wörterbuch zum ersten Mal das deutsche Wort „Menschenwürde“ in der Literatur aufgenommen wird. Dem spanischen König Philipp II. wird darin seine Geringschätzung der Menschenwürde vorgeworfen. Das hier von Schiller verwendete Würdeverständnis stellt Anforderungen sowohl an die Würdenträger selbst (z. B. nicht zu kriechen gegenüber den Höflingen) als auch Anforderungen an den Umgang mit allen Menschen (z. B. niemanden zu demütigen, indem seine Freiheit beschnitten wird). Schiller verwendet schon im „Don Carlos“ diesen Menschenwürde-Begriff, obwohl in der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 keine Rede von der universellen Menschenwürde war. Sie enthält die Vorschrift, dass alle öffentlichen „Würden“ allen Bürgern offen stehen.¹⁶ Hier werden ausschliesslich die Bürger genannt. Die Französische Revolution meinte, die Rechte der Frauen noch vernachlässigen zu können. Die Menschenwürde fand nach 1945 Eingang in die UNO Charta und in die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte.

Dank

Das 30-Jahr-Jubiläum der Kirchlichen Gassenarbeit ist ein Grund, innezuhalten. Die Jubiläumsfeierlichkeiten haben in Erinnerung gerufen, dass Menschen am Rand nicht in Slums bzw. offene Drogenszenen abgeschoben werden dürfen, sondern in die Mitte aufgenommen werden müssen. Die Würde der Gefährdeten wurde geschützt. Möge diese kulturelle Leistung anregen, wie neue Heraus-

forderungen mit Menschen am Rand, z. B. den Kriegsflüchtlingen, den Asylsuchenden, kreativ angegangen werden können.

Ich möchte allen danken, die die Würde der drogenkranken Personen durch ihre Haltung und ihr Tun unterstrichen haben: den Verantwortlichen in Staat und Kirchen und den Privatpersonen. Möge dieses Buch daran erinnern, wie ein schmaler Pfad gefunden werden konnte, um die Würde und die Rechte der drogenkranken Personen zu achten. Allen vergelt's Gott.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Tiedemann, Paul, Menschenwürde als Rechtsbegriff: eine philosophische Klärung, Berlin 2012.
- 2 In der „Metaphysik der Sitten“ schreibt Immanuel Kant: „Allein der Mensch als Person betrachtet, d. i. als Subjekt einer moralisch-praktischen Vernunft, ist über allen Preis erhaben; denn als solcher [...] ist er nicht bloss als Mittel zu anderer ihren, ja selbst seinen eigenen Zwecken, sondern als Zweck an sich selbst zu schätzen, d. i. er besitzt eine *Würde* (einen absoluten innern Wert) [Hervorhebung A. L.], wodurch er allen andern vernünftigen Weltwesen *Achtung* für ihn abnötigt, sich mit jedem anderen dieser Art messen und auf den Fuss der Gleichheit schätzen kann.“ Die Metaphysik der Sitten, Tugendlehre, Königsberg (1797), in: Weischedel, Wilhelm (Hg.), Immanuel Kant. Werke in 10 Bänden, Bd. 7, Darmstadt 1981, 569, gesperrt im Original. In der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ verwendet Kant den Begriff „Würde“ als Synonym für „inneren Wert“. Weischedel, Wilhelm (Hg.), Bd. 6, a. a. O. 68.
- 3 Mieth, Dietmar, Menschenwürde im Christentum aus katholischer Sicht, in: Joerden, Jan C./Hilgendorf, Eric/Thiele, Felix (Hg.), Menschenwürde und Medizin. Ein interdisziplinäres Handbuch, Berlin 2013, 349–368, 356.
- 4 Ebd. 356–357.
- 5 Vgl. Geddert-Steinacher, Tatjana, Menschenwürde als Verfassungsbegriff, Berlin 1990.
Aus diesem Grund kann nach Art. 79 der Verfassung des Deutschen Grundgesetzes die Menschenwürde nicht gestrichen werden, d. h., die Menschenwürde geht als Wahrheitskriterium auch jedem Mehrheitskriterium voraus. Menschenwürde konstituiert eine demokratische Verfassung. Sie unterliegt aber nicht der demokratischen Mehrheit.
- 6 Gregorius Magnus in Epistolarum liber, zitiert in: Punt, Jozef, Die Idee der Menschenrechte, Paderborn u. a. 1987, 21: „Weil unser Erlöser [...] die menschliche Natur deshalb annahm, dass wir durch seine Gnade von den Fesseln der Knechtschaft, welche uns festhielten, befreit würden und die ursprüngliche Freiheit wiederhergestellt werde, so geschieht etwas Heilsames, wenn Menschen, welche die Natur von Anfang an frei geschaffen und die erst das menschliche Recht unter das

Joch der Sklaverei getan hatte, durch die Wohltat der Freilassung jener Freiheit wiedergegeben werden, in der sie geboren sind.“

- 7 Mieth, Dietmar, Zweiter Teil: Ethik, Moral und Religion, in: Bobbert, Monika und Mieth, Dietmar, Das Proprium der christlichen Ethik. Zur moralischen Perspektive der Religion, Luzern 2015, 109–288, 249.
- 8 Vgl. Maritain, Jacques, Introduction, in: UNESCO (ed.), Human Rights: Comments and Interpretations, New York 1949, 9.
- 9 „Die Würde des Menschen ist zu achten und zu schützen.“ Art. 7 BV.
- 10 Arendt, Hannah, The Origin of Totalitarianism, Cleveland/New York 1951, 296: „We became aware of the existence of a right to have rights [...] only when millions of people emerged who had lost and could not regain these rights because of the new global political situation.“
- 11 Bielefeldt, Heiner, Die Menschenwürde – ein unaufgebbares Axiom, in: Deutsche Kommission Justitia et Pax (Hg.), Menschenwürde. Impulse zum Geltungsanspruch der Menschenrechte (Schriftenreihe Gerechtigkeit und Frieden Nr. 127), Bonn 2013, 27–62, 40–41.
- 12 Dies wird am Beispiel der Sterbehilfe deutlich. Die Rede vom „Sterben in Würde“ kann zwei völlig gegensätzliche Konzepte beinhalten: einerseits auch in der letzten Lebensphase als Subjekt von Selbstbestimmung respektiert zu werden, andererseits utilitaristische Vorstellungen, die es nicht mehr leistungsfähigen Mitgliedern der Gesellschaft nahe legen, der Gesellschaft nicht mehr länger „zur Last zu fallen“. Im letzteren Fall wird der Würdebegriff zur gesellschaftlichen Ausgrenzung missbraucht. „Wer zu nichts gebraucht wird und sich in nichts als nützlich erweist, hat, so die Konsequenz, keine Würde.“ Löhner, Guido, Geteilte Würde, in: Angehrn, Emil/Baertschi, Bernhard (Hg.), Menschenwürde. Jahrbuch der Schweizerischen Philosophischen Gesellschaft, Bd. 63 (2004), Basel 2004, 159–187, 186. Menschenwürde ist nicht von Leistung abhängig. Denn über entsprechende Leistungen, und damit über die Würde eines Menschen, könnten andere Menschen befinden. Vgl. Klare, Jörn, Was bin ich wert? Eine Preisermittlung, Berlin 2010.
- 13 Bielefeldt, Heiner, Die Menschenwürde – ein unaufgebbares Axiom, in: Deutsche Kommission Justitia et Pax (Hg.), Menschenwürde. Impulse zum Geltungsanspruch der Menschenrechte (Schriftenreihe Gerechtigkeit und Frieden Nr. 127), Bonn 2013, 27–62, 41.
- 14 Dürig, Günter, Der Grundsatz von der Menschenwürde, in: Archiv für öffentliches Recht 2 (1956) 117–157, 127. In radikaler Abkehr vom totalitären Staat stehen nicht mehr der Staat, sondern der Staatsbürger und dessen Schutz im Mittelpunkt.
- 15 Vgl. Kant, Immanuel, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? in: Berlinische Monatsschrift, 1784, H. 12, 481–494. (Digitalisat und Volltext im Deutschen Textarchiv).
- 16 Vgl. Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789, Art. 6.

Autorinnen und Autoren

Asal-Steger, Renata

Heilpädagogin, Fürsprecherin, Synodalrätin
Präsidentin Verein Kirchliche Gassenarbeit Luzern

Birkenmeier, Sibylle

Birkenmeier, Michael

Kabarettisten Theaterkabarett.ch
Für den Festakt geschriebenes Programm

Bossart, Pirmin

Journalist und Autor in Luzern
Langjährige Beschäftigung mit der Drogenszene und der Drogenpolitik
und Berichterstattungen in der Neuen Luzerner Zeitung

Hänni, Beat

Pfarrer und Altersseelsorger in der reformierten Kirchgemeinde Luzern
Supervisor, Coach und Organisationsentwickler BSO, Synodaler
Vorstandsmitglied Kirchliche Gassenarbeit Luzern

Jebelean, Ioan Livius

Christkatholischer Pfarrer in Luzern
Repräsentant der drei Luzerner Landeskirchen
Grusswort im Namen der drei Landeskirchen

Loretan, Adrian

Professor für Kirchenrecht/Staatskirchenrecht an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern
Co-Direktor des interfakultären Zentrums für Religionsverfassungsrecht
Herausgeber der Reihe ReligionsRecht im Dialog

Mäder, Ueli

Professor für Soziologie an der Universität Basel und der Hochschule für
Soziale Arbeit

Festreferat an der Jubiläumsfeier des Vereins Kirchliche Gassenarbeit Lu-
zern

Merki, Martin

Stadtrat, Sozialdirektor

Grusswort der Stadt Luzern

Riedener, Sepp

Theologe und Sozialarbeiter

Geschäftsleiter (bis 2008) und Seelsorger auf der Gasse

Roos, Erwin

Betriebsökonom

Departementssekretär des Kantonalen Gesundheits- und Sozialdeparte-
ments

Grusswort des Kantons Luzern in Vertretung von Regierungsrat Guido
Graf

Rutz, Paul

Finanzvorsteher Stadt Sursee

Mitglied der Verbandsleitung des ZiSG

Grusswort des ZiSG in Vertretung von Präsidentin Ruth Bucher

Wyss, Fridolin

Theologe, Caritaswissenschaftler, MAS Sozialmanagement

Geschäftsleiter des Vereins Kirchliche Gassenarbeit Luzern (seit 2008)